

*Hans Hansen*

*„ . . . allzeit meine  
Pflicht zu tun“*

*Erinnerungen an meine  
Luftwaffenhelferzeit  
1944/45*

V o r w o r t

Der Titel ". . . allzeit meine Pflicht zu tun" ist aus der Verpflichtungsformel für Luftwaffenhelfer entnommen, die wir in einer kleinen Feierstunde, zu der wir unsere Ausgehuniformen anzulegen hatten, nachsprechen und durch Handschlag bestätigen mussten. Zuvor waren wir durch einen Offizier in einer Ansprache auf die Bedeutung der Formel und des ganzen Luftwaffenhelfer-dienstes hingewiesen worden. So lautete der vollständige Text der Verpflichtungsformel:

"Ich verspreche,  
als Luftwaffenhelfer allzeit meine Pflicht zu tun,  
treu und gehorsam, tapfer und einsatzbereit,  
wie es sich für einen Hitlerjungen geziemt."

Es geht mir nicht darum, mit dem Aufschreiben meiner Erinnerungen an jene Zeit von meinen Kriegserlebnissen oder -taten zu berichten. Ich habe keine großen Taten vollbracht und keine spektakulären Abenteuer erlebt.

Hunderttausende haben viel schlimmere Dinge durchgemacht, sei es im Fronteinsatz oder in der Kriegsgefangenschaft oder auch als Zivilpersonen in den Bombennächten und auf der Flucht.

Meine Absicht ist es vielmehr, den Wahnsinn und die Sinnlosigkeit des Krieges deutlich zu machen, um dadurch insbesondere den Menschen, die erst lange nach Kriegsende geboren sind und die Schrecken des Krieges nicht selbst erlebt haben, die Erkenntnis nahe zu bringen, dass der Friede allerhöchste Priorität haben muss und dass es die Aufgabe jedes Menschen ist, sich innerhalb seiner Möglichkeiten für den Frieden einzusetzen.

Auf dem Soldatenfriedhof in Halbe südöstlich von Berlin liegen über 20.000 Tote begraben, die in der großen Kesselschlacht Ende April/Anfang Mai 1945 gefallen sind.

Der große Obelisk auf diesem Friedhof trägt die eindrucksvolle Inschrift:

Die Toten mahnen, für den Frieden zu leben!

Dieser Mahnung fühle ich mich als einer der Überlebenden dieser grausigen Schlacht verpflichtet und möchte sie mit meiner Niederschrift weitergeben.

Hans Hansen

## **I n h a l t s v e r z e i c h n i s**

|  | <u>Seite</u> |
|--|--------------|
| Kurzer Rückblick auf die Jahre vom Kriegsbeginn<br>bis zu meiner Einberufung | 2            |
| Einige allgemeine Informationen über Flakhelfer                              | 5            |
| Die ersten Monate meiner Luftwaffenhelferzeit                                | 7            |
| Es geht an die Ostfront!   | 9            |
| Flakschutz für die "fliegenden Panzerjäger"                                  | 11           |
| Stellungswechsel auf die Seelower Höhen                                      | 14           |
| 16.4.1945: Großkampftag auf den Seelower Höhen                               | 16           |
| Weitere Kämpfe vom 17. - 20.4.1945   | 18           |
| 21. - 23.4.1945: Kleines Intermezzo zwischen<br>den großen Schlachten        | 21           |
| 24. - 28.4.1945 Kampftage im Kessel  | 22           |
| 29.4.1945: Bei Halbe lauert der Tod  | 26           |
| 30.4. - 1.5.1945: Wie weit ist es noch bis Beelitz?                          | 28           |
| 2. - 6.5.1945: Von Beelitz bis Tangermünde                                   | 32           |
| 6.5. - 18.8.1945: Zeit der Kriegsgefangenschaft                              | 33           |
| Literaturhinweise  | 37           |

---

Kurzer Rückblick auf die Jahre vom Kriegsbeginn  
bis zu meiner Einberufung

---

Elf Jahre war ich alt, als am 1. September 1939 der 2. Weltkrieg begann. Meine Eltern sagten: "Wie gut, dass der Junge noch so klein ist und nicht in den Krieg muss!"

Ich selbst allerdings war ganz anderer Meinung. Wie gerne wäre ich zehn Jahre älter gewesen, um am Krieg teilnehmen und große Taten vollbringen zu können!

Wie viele andere Jungen meines Alters verfolgte ich die Kriegseignisse mit großem Interesse, sammelte Bilder von Ritterkreuzträgern und begeisterte mich für die Taten von Jagdfliegern, Panzersoldaten und U-Boot-Kommandanten, so wie sich Kinder und Jugendliche heute für Bundesligastars, Rennfahrer und Musikgruppen begeistern.

Wir Jungs unterhielten uns über die Kriegseignisse, lasen bzw. hörten regelmäßig die Wehrmachtsberichte, verfolgten den Verlauf der Fronten auf der Landkarte, ließen uns Bücher über den Krieg zum Geburtstag schenken und sahen uns im Kino die einschlägigen Filme an. Ich erinnere mich, die Filme "Kampfgeschwader Lützow", "U-Boote westwärts" und "Stukas" gesehen zu haben. Auch bauten wir Modelle von Flugzeugen und Kriegsschiffen.

Andererseits erlebten wir natürlich auch die vielfache Not des Krieges mit. Anpassungsfähig, wie Kinder es sind, lernten wir es schnell, mit all diesen Dingen umzugehen und zu leben. Wir konnten uns bald ein Leben ohne Krieg gar nicht mehr vorstellen.

Jungvolk und Hitlerjugend taten ein Übriges, um militärisches Denken in unsere Köpfe zu bringen. Die Gliederung dieser Organisationen erinnerte an Truppenteile der Wehrmacht, es gab Dienststränge mit entsprechenden Abzeichen, und etwa ab 1942 wurde der Dienstbetrieb mehr und mehr von der vormilitärischen Ausbildung bestimmt.

Mit 15 Jahren begann für mich ein Umdenken, ausgelöst insbesondere durch die negativen Kriegseignisse des Jahres 1943: Stalingrad, Bombenangriffe auf Hamburg, Kapitulation des deutschen Afrikakorps, Landung der Amerikaner und Engländer in Italien und kritische Situationen an der Rußlandfront. Das alles ging auch an einem nachdenklichen 15jährigen nicht spurlos vorüber. Ich begann, vieles kritisch zu hinterfragen, ohne indes die Fülle der Ereignisse richtig werten und einordnen zu können. Mir fehlte als Gesprächspartner mein Vater, der bereits einige Jahre tot war. Mit anderen über das alles zu sprechen, war praktisch nicht möglich. Im Übrigen gingen die Ansichten weit auseinander, auch in der Familie bei Onkeln, Vettern und Großvater. Einen wirklich guten und hilfreichen Gesprächspartner fand ich dann 1944 als kaufmanischer Lehrling in meinem unmittelbaren Vorgesetzten, einem älteren Angestellten, der im 1. Weltkrieg eine schwere Verwundung davongetragen hatte. Wir haben in den Frühstückspausen viele gute und offene Gespräche miteinander geführt. Er öffnete mir die Augen für viele Zusammenhänge und lehrte mich, hinter die Kulissen der Nazi-Propaganda zu sehen.

Einmal sagte er mir: "Deutschland kann diesen Krieg nur durch ein Wunder gewinnen!" Mir ging das unter die Haut, aber wenn ich die Kriegsergebnisse des Frühjahrs und Frühsommers 1944 betrachtete, konnte ich ihm nur zustimmen.

Ich bin heute noch erstaunt darüber, dass er so offen mit mir sprach. Das war nicht ungefährlich. Wenn ich mit seinen Äußerungen unvorsichtig umgegangen wäre, hätte ihm eine harte Strafe wegen "Wehrkraftzersetzung" gedroht. Er muss ein sehr starkes Vertrauen zu seinem 16jährigen Lehrling gehabt haben.

Mir haben diese Gespräche sehr geholfen und haben mich auch durch die Zeit bei der Flak und an der Front begleitet. Ich wartete nicht mehr auf "Wunderwaffen", und der "Endsieg" war für mich kein Thema mehr.

Doch ich bin mit diesen Ausführungen der Zeit etwas vorgeeilt und muss noch etwas schreiben über das Wehrtüchtigungslager: Am 1.3.1944 legte ich die Abschlussprüfung an der Handelsschule in Flensburg ab. Zwei Tage später, kurz vor meinem 16. Geburtstag, kam ich ins Wehrtüchtigungslager nach Köge bei Kopenhagen. Diese WE-Lager, wie sie meist genannt wurden, waren Härteschulen, in denen 16- und 17jährige Hitlerjungen von Unteroffizieren und Feldwebeln der Wehrmacht in dreiwöchigen Lehrgängen auf den Kriegsdienst vorbereitet wurden.

Es wurde in rücksichtsloser und brutaler Weise gedrillt und schikaniert, um Hitlers Idealbild vom deutschen Jungen zu verwirklichen: "Hart wie Kruppstahl, zäh wie Leder, flink wie Windhunde!" Sechzehn Stunden am Tag dauerte der Drill, nur durch kurze Essenspausen unterbrochen.

Was in mir noch vorhanden war an romantischen Vorstellungen vom Soldatenleben, zerplatzte wie ein bunter Luftballon, den man mit einer Stecknadel anpiekst.

Seit der Zeit im WE-Lager habe ich eine unüberwindliche Abneigung gegen Kommiß, Drill und Schikane. Andererseits muss ich zugeben, dass diese Härteschule mir sehr geholfen hat, ein Jahr später die Strapazen des Fronteinsatzes zu überstehen.

Sofort nach der Rückkehr aus dem WE-Lager begann meine Lehrzeit als Großhandelskaufmann bei der Eisen- und Landmaschinen-Großhandlung Gustav Gross in Flensburg.

Parallel dazu beschäftigte mich das Thema "Freiwilligen-Meldung" ziemlich heftig, was übrigens für alle Jungen meines Alters galt. Die hohe Führung von Hitlerjugend und Partei wollte große Zahlen von Kriegsfreiwilligen haben, die dann propagandistisch ausgeschlachtet wurden.

Doch nicht alle meldeten sich, und so wurde mit Druck nachgeholfen. Auf diesem Gebiet habe ich einiges erlebt, beginnend im WE-Lager:

Eines Tages wurden die 180 Jungen des Lehrgangs im Speisesaal zusammengerufen. Der Lagerkommandant, ein Leutnant, dem an der Front ein Arm zerschossen worden war, hielt eine Ansprache zum Thema "Freiwilligenmeldung". Anschließend mussten alle, die sich noch nicht freiwillig gemeldet hatten, aufstehen. Etwa 20 - 30 Jungen standen auf, darunter auch ich.

Zunächst ließ der Lagerkommandant einige herablassende ironische Sprüche über die Nicht-freiwilligen los, und dann musste jeder einzelne vor versammelter Mannschaft die Gründe angeben, weshalb er sich noch nicht freiwillig gemeldet hätte.

Ich kam diesmal noch gut davon, denn der Jahrgang 1928 war zu dem Zeitpunkt noch nicht dran. Die anderen Jungen gehörten fast ausschließlich den Jahrgängen 1926 und 1927 an. Soweit ich erinnere, haben die meisten von ihnen nach dieser "psychologischen Behandlung" die Freiwilligenmeldung unterschrieben.

Einige Monate später war dann auch der Jahrgang 1928 dran. Die Reichsjugendführung hatte sich das Ziel gesetzt, dass sich alle Angehörigen dieses Jahrgangs freiwillig melden sollten, um damit ein Zeichen zu setzen. Viele kamen dieser Aufforderung ohne Zögern nach.

Ich persönlich hatte im Prinzip nicht viel dagegen, mich freiwillig zu melden. Es war letztlich egal, ob man sich freiwillig meldete oder nicht. Soldat werden mussten wir doch alle, und der Tod fragte nicht danach, ob jemand sich freiwillig gemeldet hatte oder nicht.

Aber ich hatte etwas dagegen, mich unter Zwang freiwillig zu melden. Das Erlebnis im WE-Lager war mir noch allzu deutlich in Erinnerung. So unternahm ich zunächst einmal gar nichts.

Doch die Zögernden kamen nicht so einfach davon, sondern wurden einer "Einzelbehandlung" unterzogen. Ende Mai/Anfang Juni 1944 bekam ich eine Vorladung ins Wehrbezirkskommando und wurde dort zu einem Vier-Augen-Gespräch von einem netten Oberleutnant des Heeres empfangen. Er versuchte, mich zu überreden, mich freiwillig für die Offizierslaufbahn im Heer zu melden. Ich hörte mir alles an und bat um Bedenkzeit.

Nicht lange danach kam die zweite Vorladung. Wieder war der Oberleutnant mein Gesprächspartner, und wieder legte er die gleiche Platte auf. Offensichtlich entsprach ich als großer, blonder und schlanker Junge ziemlich genau dem Bild, das man sich von einem deutschen Offizier machte.

Ich hatte mich inzwischen entschieden, dem Druck nicht nachzugeben und mich nicht freiwillig zu melden. Es war für mich kein leichtes Gespräch. Ich nahm allen Mut meiner 16 Jahre zusammen und erklärte dem Oberleutnant, dass ich natürlich bereit sei, meine Pflicht als Soldat zu tun, dass ich aber nicht bereit sei, mich freiwillig zu melden.

Er war verständlicherweise sauer, aber er musste meine Ablehnung gelten lassen.

Wenn ich nun dachte, das Thema damit abgehakt zu haben, war ich im Irrtum. Anfang Juli 1944 bekam ich eines Tages mit der Post einen Brief von einer Meldestelle der Waffen-SS. Darin wurde mir bestätigt, dass die Waffen-SS meine Freiwilligenmeldung angenommen hätte.

Ich war zunächst wie vor den Kopf geschlagen und überlegte hin und her, wie diese Sache wohl zustande gekommen war. Mit der Waffen-SS hatte ich überhaupt keinen Kontakt gehabt. Dann fiel mir folgender Vorgang ein: Etwa eine Woche zuvor hatte ich zusammen mit vielen anderen Jungen meines Jahrgangs an einer Tauglichkeitsprüfung für den Einsatz als Flakhelfer teilgenommen.

Am Ende der Untersuchungen legte man mir wie vielen anderen Jungen auch einen Schein vor mit der Bemerkung, dieses Papier müsse von mir noch unterschrieben werden. Ich ging davon aus, dass dies noch etwas mit der Tauglichkeitsuntersuchung zu tun hätte und machte die Dummheit, den Text nicht durchzulesen, sondern einfach zu unterschreiben. So entging es mir, dass ich damit eine Freiwilligenmeldung zur Waffen-SS unterschrieben hatte!

Ich war unheimlich sauer und ziemlich ratlos. Was sollte ich jetzt tun? Mein Vater, der mir hätte Berater und Helfer sein können, lebte nicht mehr. Was würde geschehen, wenn ich mich gegen diesen Bescheid wehrte? Das konnte ich nicht abschätzen. Aber ich war derartig wütend, dass es mir ganz egal war, was danach kam. So konnte man mit mir nicht umgehen!

Ich schrieb einen kurzen Brief an die Meldestelle, dass es sich um einen Irrtum handeln müsse. Ich hätte mich nicht freiwillig zur Waffen-SS gemeldet und hätte auch nicht die Absicht, dieses zu tun.

Mit Herzklopfen steckte ich den Brief in den Postkasten. Aber ich habe nie wieder etwas von dieser Angelegenheit gehört.

Bald darauf wurde ich als Luftwaffenhelfer zur Flak einberufen, und damit hatte das Thema der Freiwilligenmeldung sich für mich sowieso erledigt.

Am 21.7.1944 erhielt ich den Einberufungsbescheid, dass ich am 1.8.1944 den Dienst als Luftwaffenhelfer antreten sollte. Obwohl der Bescheid nicht ganz unerwartet kam, war es ein ziemlicher Schlag für mich. Bis zuletzt hatte ich gehofft, dass ich davon verschont bleiben würde. Ich fühlte mich sehr wohl in meinem Lehrbetrieb, die Arbeit machte mir Spaß, und ich wollte gerne dort weitermachen.

Mein Lehrherr machte noch einen Versuch, bei der zuständigen Behörde meine Freistellung zu erreichen. Schließlich war es ein kriegswichtiger Betrieb, der die Landwirtschaft mit Material und Ersatzteilen zu versorgen hatte. Eine Reihe von Mitarbeitern war bereits zur Wehrmacht einberufen, und ich musste als volle Arbeitskraft mitmachen. Doch die Eingabe wurde abgelehnt, und ich musste meinen Dienst bei der Flak antreten.

---

### **Einige allgemeine Informationen über Flakhelfer**

---

Anfang 1943 begann die deutsche Führung damit, 15- und 16jährige Jungen als "Flakhelfer" einzuberufen. Diese übernahmen Funktionen, die vorher von Soldaten ausgeübt wurden. Die dadurch freigestellten Soldaten wurden an die Front geschickt, wo sie angesichts der hohen Verlustzahlen dringend benötigt wurden.

Es begann mit Jungen aus den Jahrgängen 1926 und 1927, und ab Anfang 1944 war auch der Jahrgang 1928 dran. Anfangs wurden nur Ober- und

Mittelschüler zum Flakdienst herangezogen. Sie hatten neben dem Dienst in den Batterien auch noch Unterricht. Dazu kamen die Lehrkräfte zumeist in die Flakstellungen. Als die Zahl der Ober- und Mittelschüler nicht mehr ausreichte, um alle Positionen zu besetzen, wurden ab Sommer 1944 auch Lehrlinge und Fachschüler des Jahrgangs 1928 einberufen.

Mit 17 Jahren wurden die Flakhelfer normalerweise entlassen, um dann zur Wehrmacht eingezogen zu werden.

Die Bezeichnung "Flakhelfer" ist ein Oberbegriff. Die bei der Luftwaffenflak eingesetzten Flakhelfer trugen die amtliche Bezeichnung "Luftwaffenhelfer", die Flakhelfer bei der Marineflak waren die "Marinehelfer".

Dr. Hans-Dietrich Nicolaysen, der Chronist der Flakhelfer, schreibt in einem seiner Bücher, dass nacheinander etwa 200.000 Jungen der Jahrgänge 1926 - 1928 Dienst als Flakhelfer getan haben. Er betont aber, dass es genaue Statistiken nicht gibt. Es können auch mehr gewesen sein. Da es zeitliche Überschneidungen gab, dürften in den Jahren 1943 - 1945 ständig etwa 80.000 Flakhelfer im Einsatz gewesen sein. Rechnet man im Durchschnitt 80 Flakhelfer je Batterie, so waren, verteilt über das ganze Reichsgebiet, etwa 1.000 Flakbatterien mit Flakhelfern besetzt.

Juristisch hatten die Flakhelfer einen etwas eigenartigen Status: Obwohl sie im Rahmen von Wehrmachtseinheiten Dienst taten, waren sie formell Angehörige der Hitlerjugend. Daran erinnerte die HJ-Armbinde mit dem Hakenkreuz, die wir zur Ausgehuniform tragen mussten. Wir liebten diese Armbinde nicht, denn wir fühlten uns den Soldaten zugehörig und wollten auch in der Öffentlichkeit als solche gelten. Jeder ehemalige Flakhelfer kennt das Spielchen: Nach dem Verlassen der Stellung wurde schnell die Armbinde abgenommen. Das war zwar verboten, aber wir taten es trotzdem. Unsere militärischen Vorgesetzten interessierte das nicht sonderlich. Aber wer das Pech hatte, ohne Armbinde auf der Straße von einem HJ-Führer erwischt zu werden, konnte bestraft werden.

Flakhelfer taten Dienst an den leichten Geschützen der Kaliber 2 cm und 3,7 cm, an der schweren 8,8-cm-Flak und an den ganz schweren Geschützen der Kaliber 10,5 und 12,7 cm, aber auch an Scheinwerfern, Kommandogeräten, E-Meß-Geräten und in Fernsprechvermittlungen.

Dr. Nicolaysen schreibt:

"Luftwaffenhelfer waren an allen diesen Waffen eingesetzt, vor allem auf Flugplätzen, Werften, Hochhäusern, Hochständen, Staudämmen, Brücken und im Erdsinsatz. Sie haben dabei überraschende Erfolge erzielt, auch unter feindlichem Beschuss ausgehalten, allerdings deshalb auch schwere Verluste erlitten, vor allem am Ende des Krieges an der Oderfront."

Der letzte Halbsatz von Dr. Nicolaysen bedarf einiger zusätzlicher Erklärungen:

Normalerweise wurden Luftwaffenhelfer nicht an der Front eingesetzt. Doch in den letzten Monaten des Krieges, als alles drunter und drüber ging, nahm man auf solche Grundsatzregelungen keine Rücksicht mehr. Etliche (die genaue Zahl ist nicht bekannt) mit Luftwaffenhelfern besetzte Flakbatterien wurden an die Front geworfen, hauptsächlich in

Ostpreußen, Berlin und an der Oder.

Keine Statistik gibt Auskunft darüber, wie viele Luftwaffenhelfer davon betroffen waren, ob tausend oder zweitausend oder dreitausend. Auch über die Höhe der Verluste unter den Luftwaffenhelfern gibt es keine konkreten Zahlen.

Es war mein Schicksal, zu einer Batterie zu gehören, die an der Oderfront im Zentrum der Schlacht eingesetzt war und dort vollständig aufgerieben wurde. In einer Dokumentation schreibt Dr. Nicolaysen über diese Batterie in lapidarer Kürze: "Die 1. Batterie der Leichten Flakabteilung 755 ging am Ende des Krieges an der Oderfront zugrunde."

---

#### Die ersten Monate meiner Luftwaffenhelferzeit

---

Am Morgen des 1. August 1944 versammelten sich in einer Flensburger Schule ca. 180 Jungen des Jahrgangs 1928, Lehrlinge aus handwerklichen und kaufmännischen Berufen, auch einige Bank- und Verwaltungslehrlinge sowie einige Handelsschüler, um ihren Dienst als Luftwaffenhelfer anzutreten.

Sofern die Lehrlinge mindestens 2/3 ihrer Lehrzeit absolviert hatten, wurde ihnen vor der Einberufung ohne Ablegung einer Prüfung der Gesellen- bzw. Gehilfenbrief ausgehändigt.

Wir wurden registriert, auf die Flakbatterien verteilt und eingekleidet. Ob wir auch gleich die Verpflichtungsformel sprechen mussten, oder ob dies zu einem späteren Zeitpunkt geschah, entsinne ich nicht mehr.

Wir erhielten eine Ausgehuniform, die im Schnitt der Winteruniform der HJ nachempfunden, aber aus blaugrauem Luftwaffenstoff gearbeitet war. Dazu wurden ein hellblaues Hemd und eine schwarze Krawatte getragen und natürlich auch die HJ-Armbinde, über die ich bereits geschrieben habe.

Ferner wurden uns eine Dienstuniform (auch in blaugrau), ein Drillanzug, ein Ausgehmantel, ein langer Wachmantel, eine Schirmmütze, eine Schiffchenmütze, 1 Paar Stiefel, 1 Pullover, eine etwas kärglich bemessene Wäscheausstattung sowie zwei Wolldecken ausgehändigt. Die Sachen waren wohl alle gebraucht.

Außerdem erhielten wir einen Stahlhelm, eine Gasmaske, einen Brotbeutel, eine Feldflasche und einen großen Rucksack.

Wir erhielten ein Taschengeld von 15 RM monatlich und sollten nach der Entlassung weitere 15 RM erhalten, von denen wir aber aufgrund der besonderen Umstände natürlich nie etwas gesehen haben.

Mit 16 anderen Jungen kam ich zur 2. Batterie der Flakabteilung 755, die aus drei Zügen zu je 3 Geschützen des Kalibers 3,7 cm bestand und für den Flakschutz des Flugplatzes Schäferhaus westlich von Flensburg zuständig war.

Die ersten Wochen dienten naturgemäß der Ausbildung. Dazu gehörte eine militärische Grundausbildung (die für mich als Absolvent des Wehrrertüchtigungslagers ein Kinderspiel war) sowie eine eingehende Ausbildung am Geschütz, einer modernen Maschinenkanone mit einer hohen Feuergeschwindigkeit.

Ein mit 3,7 cm-Kanonen bestückter Flakzug bestand aus drei Geschützen und wurde in der Regel von einem Leutnant, Oberfähnrich, Wachtmeister, Oberwachtmeister und manchmal auch von einem Unteroffizier geführt.

Geschützfürer war meistens ein Unteroffizier oder Obergefreiter, während die Bedienung aus Luftwaffen Helfern bestand: Richtkanonier (K 1), Visierkanonier (K 2), Ladekanonier (K 3) und Munitionskanonier (K 4). Außerdem waren meistens noch ein bis zwei Luftwaffen Helfer als Ersatzkanoniere vorhanden.

Dazu kamen in der personellen Besetzung der Züge noch einige ältere Soldaten, oft solche, die im Fronteinsatz bereits Verwundungen davongetragen hatten. Sie fungierten als Waffenwart, Munitionswart usw. Ein 3,7-cm-Flakzug bestand somit aus annähernd 25 Leuten.

Nach der Ausbildung begann dann der eigentliche Einsatz. Es gab oft Alarm, und wir standen viele Stunden in Feuerbereitschaft am Geschütz, Tag und Nacht, aber zum Schuss kamen wir wenig, da es sich meistens um Überflüge von Bomberverbänden in großer Höhe handelte, die Ziele in anderen Teilen Deutschlands angreifen sollten oder vom Angriff zurückkehrten. Die Reichweite unserer Geschütze war nicht groß genug, um diese hochfliegenden Verbände zu beschießen.

Gelegentlich gab es auch mal Tiefangriffe auf den Flugplatz, was dann immer sehr aufregend war. Ich kann mich aber nicht entsinnen, dass wir in dieser Zeit Abschüsse erzielt oder Verluste erlitten hätten.

Im täglichen Dienstbetrieb nahm das Geschützexerzieren einen breiten Raum ein. Wir mussten es lernen, praktisch im Schlaf die notwendigen Hantierungen zu verrichten. Außerdem begann man damit, uns einige Grundkenntnisse des infanteristischen Kampfes zu vermitteln. Unsere Vorgesetzten ahnten wohl schon, dass wir sie eines Tages brauchen würden.

An Schlechtwettertagen bemühte man sich, uns unterrichtsmäßig einige Kenntnisse des militärischen Lebens beizubringen, und auch der Flugzeugerkennungsdiens stand immer wieder auf dem Dienstplan. Schließlich musste vermieden werden, dass wir eigene Flugzeuge beschossen. Viel Zeit ging durch das Postenstehen bei Tag und Nacht drauf.

An einem Vormittag in der Woche hatten wir Berufsschulunterricht. Dazu kamen Lehrkräfte zu uns in die Stellung. Viel kam bei diesem Unterricht zwar nicht raus, aber immerhin wurde das Gesetz erfüllt, dass allen Jugendlichen unter 18 Jahren Berufsschulunterricht zu erteilen sei.

Etwa alle 6-8 Wochen bekamen wir Wochenendurlaub von Samstagabend bis Montagmorgen. Außerdem stand uns ein Jahresurlaub von zwei Wochen zu.

So gingen die Wochen und Monate hin im Gleichmaß des Dienstes. Weihnachten und Silvester gingen vorüber, und Anfang Januar 1945 hatte ich meinen zweiwöchigen Urlaub. Schon bald nach meiner Rückkehr begann dann ein neuer Abschnitt für uns.

---

Es geht an die Ostfront!

---

Im Januar 1945 verschlechterte die Frontlage für die deutschen Armeen sich rasch. Ein Unteroffizier unseres Zuges besaß ein Radio, damals eine große Rarität, und er gestattete einigen interessierten Luftwaffen Helfern, zu denen auch ich gehörte, abends in sein Zimmer zu kommen, um den Wehrmachtsbericht zu hören.

Da hockten wir dann in der engen Bude und lauschten mit ernsten Gesichtern auf die neuesten Meldungen. Es sah schlimm aus: Im Westen war die deutsche Ardennenoffensive fehlgeschlagen, und im Osten waren die Russen am 12. Januar aus dem Weichselbogen heraus zum Großangriff angetreten, hatten die deutsche Front zerschlagen und arbeiteten sich in einem unheimlichen Tempo nach Westen vor. In Ostpreußen, Pommern und Schlesien begab die Bevölkerung sich eilig auf die Flucht nach Westen.

Wie sollte das alles weitergehen? Niemand wusste eine Antwort, aber alle hatten Angst vor dem, was kommen würde.

Als etwa am 20. Januar der Bescheid kam, dass wir an die Ostfront verlegt würden, kam das für uns unter den gegebenen Umständen nicht überraschend, war aber trotzdem ungeheuer aufregend.

Unter dem Decknamen "Aktion Gneisenau" wurden aus dem ganzen Reichsgebiet eine größere Anzahl von Flakbatterien herausgezogen und an die Oderfront verfrachtet.

Diese Batterien waren teilweise mit Luftwaffen Helfern besetzt. Die Regel, dass Luftwaffen Helfer nicht an der Front eingesetzt werden sollten, wurde hier durchbrochen.

Zu den für die Oderfront bestimmten Batterien gehörte auch die 1. Batterie der Flakabteilung 755, deren vier Züge im Räume Flensburg eingesetzt waren.

Für den Einsatz an der Front sollte die Batterie auf fünf Züge aufgestockt werden. Dazu wurden Geschütze vom Flugplatz Jagel abgestellt, während als Bedienungsmannschaften 20 Luftwaffen Helfer von der 2. Batterie abkommandiert wurden. Einer davon war ich.

Am 21. oder 22. 1. übernahmen wir die Geschütze in einer Stellung am Westrand des Flugplatzes Jagel, in der Nähe von Klein-Rheide. Dort blieben wir bis zur Verladung am 31.1.

Damit gehörten wir als 5. Zug zur 1./755. Batteriechef war Hauptmann Wilhelm Raisig. Er war damals zwar erst 30 Jahre alt, aber er war ein väterlicher Typ, der gut mit uns umgehen konnte und Verständnis für uns hatte. Wir haben ihn geschätzt.

Am 31.1.1945 wurden wir auf dem Güterbahnhof in Flensburg verladen. Ein ganzer Güterzug war erforderlich, um 15 Geschütze mit Fahrzeugen, Munition, Geräten und Mannschaften aufzunehmen. Die Verladung dauerte bis in die Dunkelheit hinein.

Abends traten wir dann vor dem Zug an. Hauptmann Raisig hielt eine kurze Ansprache, dann kletterten wir in unsere Viehwaggons, und ab ging es in die Dunkelheit hinein.

An diesem Abend wurde in den Waggons nicht mehr viel palavert. Wir wickelten uns in unsere Decken und packten uns auf das Stroh, mit dem der Waggonboden bedeckt war. Dann war jeder mit seinen Gedanken allein im Dunkeln.

Mancherlei ging uns durch den Kopf. Wir wussten es wohl alle, dass mit diesem Tag ein Abschnitt unseres Lebens zu Ende ging. Wir würden wohl nie wieder so richtig unbeschwert die Jugend genießen können. Wir fühlten uns verunsichert, und ganz frei von Angst war wohl keiner von uns. Aber ein wenig stolz waren wir auch, dass wir wie erwachsene Männer an die Front transportiert wurden. Und ein Schuss Abenteuerlust war bei den meisten von uns wohl auch dabei.

Vor allem aber war auch eine Portion Neugier vorhanden auf das Neue, das nun vor uns lag.

Noch ein paar Sätze zur Batterie: Alle Züge waren mit 3,7 cm-Geschützen ausgerüstet, allerdings mit unterschiedlichen Modellen. Ich selbst habe die ganze Luftwaffenhelferzeit am neuesten Modell, der 3,7 cm 43, Dienst getan.

Alle 15 Geschützbedienungen bestanden aus Luftwaffenhelfern, die nur in einem übereinstimmten: sie gehörten alle dem Jahrgang 1928 an. Im Übrigen war es ein zusammengewürfelter Haufen: Oberschüler vom Alten Gymnasium und von der Adolf-Hitler-Schule (heutige Goethe-Schule) in Flensburg; Oberschüler von der Friedrich-Paulsen-Schule in Niebüll; Oberschüler vom Matthias-Claudius-Gymnasium in Hamburg-Wandsbek und von der Oberschule für Jungen in Hamburg-Rahlstedt; Mittelschüler aus Flensburg, Lehrlinge und Handelsschüler aus Stadt- und Landkreis Flensburg.

Ein Zug war mit Luftwaffenhelfern aus Ostpreußen besetzt. Ob es sich dabei um Oberschüler oder Lehrlinge handelte, weiß ich nicht. In Ostpreußen gab es mehr Luftwaffenhelfer als dort benötigt wurden, und so wurden manche überregional eingesetzt.

Luftwaffenhelfer waren ferner in der Vermittlung, als Entfernungsmesser und in anderen Funktionen eingesetzt. Die Gesamtzahl der Luftwaffenhelfer ist mir nicht genau bekannt, sie lag zwischen 90 und 100.

Dazu kamen dann noch die älteren Soldaten in den Zügen, in Küche, Schreibstube und sonstigen Funktionen, sodass die Gesamtstärke der Batterie etwa 150 Mann betrug.

w

---

Flakschutz für die "fliegenden Panzerjäger"

---

Die Fahrt dauerte mehrere Tage, in denen es einige teils längere Unterbrechungen gab. Ausgeladen wurden wir dann am 3. oder 4.2. in Fürstenwalde/Spree, einer mittleren Stadt südöstlich von Berlin. Die vorderste Frontlinie war hier noch etwa 25 - 30 km entfernt. Wir hörten deutlich das Artillerief Feuer von der Front, waren aber selbst außerhalb der Reichweite der russischen Geschütze.

Etwas östlich von Fürstenwalde, zwischen der Stadt und dem benachbarten Dorf Neuendorf i. Sande, gab es einen Flugplatz, auf dem zu der Zeit eine Spezialeinheit der deutschen Luftwaffe, die "fliegenden Panzerjäger" des legendären Oberst Rudel stationiert war. Die Einheit war ausgerüstet mit Sturzkampfflugzeugen des Typs JU 87 mit zwei eingebauten panzerbrechenden Maschinenkanonen und wurde überall dort eingesetzt, wo es besonders brenzlich war.

Außerdem waren auf diesem Flugplatz Flugzeuge des Typs FW 190 und ME 109 stationiert, die als Schlacht- und Jagdflugzeuge eingesetzt wurden.

Unsere Batterie bekam die Aufgabe zugeteilt, diesen kriegswichtigen Flugplatz gegen Luftangriffe zu schützen. Die fünf Züge wurden rund um den Flugplatz verteilt, wobei unserem 5. Zug eine Stellung östlich von Neuendorf zugewiesen wurde.

Wir hoben in aller Eile die Geschützstellungen, Deckungslöcher und Laufgräben aus, und dann ging es auch schon los.

Die russischen Flieger ließen uns nicht viel Ruhe. Schon im ersten Morgengrauen kamen die Aufklärer, tagsüber versuchten die russischen Jäger immer wieder, den Flugplatz anzugreifen, und in der Nacht kam der russische Nachtflieger, jedem Ostfrontsoldaten unter dem Namen "Nähmaschine" oder "U.v.D." bekannt.

Zwei Geschütze des Zuges waren den ganzen Tag feuerbereit und je nach Tageszeit mit ein oder zwei Mann besetzt. Flugmelder suchten ständig mit scharfen Gläsern den Horizont ab. Es ging um Sekunden. Wenn die russischen Flugzeuge am Horizont auftauchten, waren sie in zwei oder drei Minuten über dem Flugplatz. Es gab keine Vorwarnungen und keine Flugüberwachung wie im Heimatgebiet.

Wenn die Russen auftauchten, blieb nur noch Zeit, das Geschützrohr in die richtige Richtung zu bringen, die Flugzeuge anzuvisieren, die Kanone zu entsichern und im richtigen Augenblick den Abzug durchzutreten.

Oft kamen die Russen in 10 - 20 m Höhe. Dann war ein gezieltes Schießen bei der hohen Geschwindigkeit der Flugzeuge praktisch nicht möglich. Es blieb nur die Möglichkeit, eine Art Sperrfeuer zu schießen, um die Russen vom Flugplatz abzudrängen. Bei einem solchen Tiefangriff hat einmal ein Richtkanonier vom 4. Zug statt eines feindlichen Flugzeuges einen Hochspannungsmast getroffen, der funken stiebend zu Boden ging!

Vielfach versuchten die Russen, die deutschen Staffeln beim Start oder bei der Landung anzugreifen. Das war dann besonders aufregend, weil

Freund und Feind wie wild durcheinander kurvten. Wir haben erbitterte Luftschlachten miterlebt und manches Mal die Rohre heiß geschossen.

Außerdem hatten wir es auch noch mit amerikanischen und britischen Bomberverbänden zu tun, die nach den zahlreichen Angriffen auf Berlin über die Stadt hinausflogen, um nicht im engeren Verteidigungsbereich umdrehen zu müssen. Im Raum Fürstenwalde war dann der Wendepunkt. Ich weiß nicht, wie viel Nachtstunden wir am Geschütz gestanden und auf das Auf- und Abschwellen der Motorengeräusche der Bomberverbände gelauscht haben, während über dem etwa 50 km entfernten Berlin Dutzende von Scheinwerfern ihre Geisterfinger über den Nachthimmel huschen ließen. Der Himmel über Berlin war erleuchtet von den Markierungszeichen der Bomber, den so genannten "Christbäumen", den Explosionen der Flakgeschosse und dem Widerschein der Brände.

Ich entsinne, dass einmal nach einem Tagesangriff für mehrere Stunden die Sonne verdunkelt wurde durch eine dichte Wolke aus Qualm und Asche, die durch einen steifen Nordwestwind von Berlin hergetrieben wurde.

Unser Lebensstandard war recht primitiv. Wir wohnten in Bunkern aus dicken Holzbohlen, schliefen in langen Reihen auf Stroh, eingehüllt in unsere Wolldecken. Aus Holzbohlen gezimmerte rohe Bänke und Tische bildeten die Ausstattung der Bunker.

Die Möglichkeiten zur Körperpflege waren mehr als primitiv. Ab und an, wohl so alle zwei Wochen einmal, konnten wir in Fürstenwalde in einer Kaserne duschen. Im Übrigen wuschen wir uns in Waschschüsseln vor dem Eingang des Bunkers<sup>^</sup>, wobei es meistens nur zu einer Katzenwäsche reichte, denn mit dem Wasser durfte nicht zu reichlich umgegangen werden.

Einmal hatten wir Läuse. Der Bunker wurde ausgeräuchert und mit neuem Stroh versehen, und wir mussten mit unseren ganzen Klamotten nach Fürstenwalde zur Entlausung.

Die Verpflegung, die mit einem alten Holzgas-LKW aus der Batterieküche herangekarrt wurde, war einfach, aber nicht schlecht. Manchmal war sie nicht ganz ausreichend, denn wir hatten bei dem vielen Dienst an der frischen Luft einen Wolfshunger. Aber wirklich gehungert haben wir nicht.

Die Kameradschaft unter den 20 Luftwaffen Helfern unseres Zuges war ausgezeichnet. Obwohl bei dem engen Zusammenleben Konflikte vorprogrammiert waren, gab es kaum ernsthafte Reibereien. Wir lernten es, unter den gegebenen Umständen miteinander umzugehen und uns zu arrangieren, hielten zusammen und standen füreinander ein.

Wir versuchten, das Beste aus der Situation zu machen. An warmen Frühlingstagen saßen wir in der Freizeit auf dem Bunkerdach und sangen Volkslieder oder Schlager zu den Klängen des Akkordeons, das ein musisch begabter Luftwaffen Helfer mitgebracht hatte.

Oder wir spielten zwischen den Geschützständen Fußball wie ausgelassene Jungen auf dem Schulhof.

Aber wenn dann vielleicht Minuten später russische Flugzeuge auftauchten, war alles wie weggewischt. Mit harten Gesichtern und geübten Händen vollführten wir die nötigen Hantierungen an den Geschützen und

jagten den "Iwans" unsere Feuerstöße entgegen.

Idealisten waren wir nicht. Helden ganz gewiss auch nicht. Wir machten uns über den Ernst der Lage keine Illusionen vor. Wir wussten, dass die Dinge, die uns bevorstanden, nicht erfreulich sein konnten. Aber wir hatten von Kindesbeinen an nichts anderes gehört als Pflichterfüllung und nochmals Pflichterfüllung. So machten wir uns wenig Gedanken über Sinn oder Sinnlosigkeit, sondern wir taten das, was uns befohlen wurde und was wir für unsere Pflicht hielten.

An den "Endsieg" glaubten nur wenige. Darüber wurde kaum gesprochen. Viel mehr diskutiert wurde über die Frage, ob und wie wir aus dem ganzen Schlamassel raus und nach Hause kommen könnten und würden.

Etwa von der zweiten März-Hälfte ab veränderte sich einiges. Das Artilleriesfeuer von der Front her schwoll oft sehr stark an, was auf heftige Kampfhandlungen schließen ließ. Die Flugtätigkeit auf beiden Seiten nahm zu.

Wir bekamen, soweit der Dienst an den Geschützen es zeitlich zuließ, eine umfassende infanteristische Kampfausbildung. Diese war zwar körperlich anstrengend, aber wir waren trotzdem mit Begeisterung dabei, denn wir betrachteten das als eine Art von "Überlebenstraining".

An einem Tag in der letzten März-Woche wurden alle Luftwaffenhelfer der Batterie in einer kleinen Feierstunde vereidigt. Wir waren nun offiziell Soldaten, bekamen Soldbücher und wurden als "Kanoniere" bezeichnet. Ich werde uns aber in dieser Niederschrift weiterhin als Luftwaffenhelfer titulieren, um damit eine Abgrenzung gegenüber den älteren Soldaten zu schaffen.

Durch die Vereidigung löste sich das Problem der ungeliebten Armbinden von selbst.

Unsere Batterie bekam eine andere Bezeichnung und wurde jetzt als 4. Batterie in die I. Abteilung des Flakregiments 26 eingegliedert. Die Kurzbezeichnung hieß: 4./I./26. Diese Abteilung bestand aus fünf Batterien. Die Batterien 1-3 waren mit schweren 8,8 cm-Geschützen ausgerüstet, die 4. mit 3,7 cm und die 5. mit 2 cm-Geschützen. Die 4. und 5. Batterien waren mit Luftwaffenhelfern besetzt.

Es gehörte kein großer Scharfsinn dazu, um diese Zeichen zu deuten, und die reichlich umlaufenden Gerüchte taten ein Übriges: Es stand ein neuer russischer Großangriff bevor, dessen Ziel Berlin sein würde. Es wurde davon gesprochen, dass sich in den russischen Brückenköpfen westlich der Oder eine große Ansammlung russischer Truppen vollzöge, und dass es nur noch eine Frage der Zeit sei, wann der Sturm losbrechen würde.

Es herrschte eine merkwürdige Atmosphäre im Land zwischen Oder und Spree in diesen Frühlingswochen: die Äcker wurden bestellt, in den Fabriken wurde gearbeitet, in Fürstenwalde waren die Geschäfte geöffnet (wenn es auch nicht mehr viel zu kaufen gab), man konnte ins Kino gehen - aber Unsicherheit und Angst waren unübersehbar bei Zivilisten wie bei Soldaten. Und das Artilleriesfeuer an der Front wurde immer lauter und unüberhörbarer.

---

Stellungswechsel auf die Seelower Höhen

---

Am 13. April kam für unsere Batterie der Befehl zum Stellungswechsel. Zunächst gab es eine Überraschung: unser 5. Zug wurde aufgelöst. Es waren innerhalb der Batterie nicht mehr genug intakte Geschütze vorhanden, um damit alle fünf Züge vollständig auszustatten, und eine Reihe von Luftwaffen Helfern wurden aufgrund ihrer schwächeren körperlichen Konstitution bzw. gesundheitlicher Probleme aus der Batterie herausgelöst und an andere Einheiten überstellt.

So wurden denn Geschütze und Mannschaften des 5. Zuges auf die anderen Züge verteilt, um diese zu vervollständigen. Wir waren traurig, dass wir auseinander gerissen wurden, aber wir mussten uns damit abfinden. Ich kam zusammen mit einigen Kameraden zum 3. Zug.

Viel Zeit zum Nachdenken und Trauern blieb uns sowieso nicht. Die Geschütze wurden fahrbereit gemacht, eine LKW-Kolonne rückte an, Munition und Gerät wurde verladen, die Geschütze angehängt, die persönlichen Sachen gepackt und verladen, und in der Abenddämmerung, als alles zum Abrücken fertig war, rief unser Batteriechef uns zusammen und hielt eine kleine Rede, wie damals in Flensburg auf dem Bahnhof. War das tatsächlich erst knapp drei Monate her? Uns kam es viel länger vor.

Hauptmann Raisig informierte uns darüber, dass wir jetzt im Hauptkampffeld eingesetzt würden und dort den Schutz der Truppen vor russischen Flugzeugen zu übernehmen hätten. Wir würden jedoch nicht (oder sagte er "noch nicht"?) in vorderster Linie im Erdkampf eingesetzt.

Es folgten zwei turbulente Tage. Die vier Züge der Batterie gingen östlich des Dorfes Dolgelin in Stellung, der 3. Zug, dem ich jetzt angehörte, auf einem Acker in der Nähe der Straße Dolgelin - Sachsendorf, ziemlich dicht am Ostabhang der Seelower Höhen.

Die russische Luftaufklärung erspähte das sofort, und ein Luftangriff nach dem anderen ging auf uns nieder. Wir hatten es jetzt nicht nur mit den schnellen Jagdflugzeugen zu tun, sondern auch mit den langsamen, schwerfälligen, aber schwergewehrten Schlachtflugzeugen des Typs JL 2. Mit unserer normalen Munition konnten wir nicht viel ausrichten. Wir stellten dann um auf die so genannte Panzersprengmunition und schossen damit gleich am ersten Vormittag zwei dieser Maschinen ab - für uns ein großes Erfolgserlebnis, das unser Selbstwertgefühl stärkte.

Wenn die Flieger uns in Ruhe ließen, wurden wir von der russischen Artillerie eingedeckt. Das Heranheulen und Explodieren der Granaten erschreckte uns besonders in den ersten Stunden ungeheuer.

In einem Rekordtempo hoben wir die Geschützstellungen und daneben die Deckungslöcher aus und lernten nebenbei sehr schnell, die vielen unbekannt und ungewohnten Geräusche der Front zu unterscheiden und richtig einzuschätzen. Vor allem lernten wir, mit der Angst und Gefahr

zu leben. Schon nach einigen Stunden beeindruckte das Heulen der Granaten uns nicht mehr so wie am Anfang, als wir uns jedes Mal in panischem Schrecken zu Boden geworfen hatten, auch wenn die Granate in erheblicher Entfernung einschlug.

In der einschlägigen Literatur wird unterschieden zwischen den "Kämpfen im Oderbruch" und der eigentlichen "Schlacht auf den Seelower Höhen".

Die Kämpfe im Oderbruch begannen Anfang Februar 1945 und zogen sich bis Anfang April hin. Die sowjetischen Truppen erweiterten gegen erbitterten deutschen Widerstand die anfangs nur kleinen Brückenköpfe westlich der Oder und drängten die deutschen Truppen Kilometer für Kilometer zurück bis an den Fuß der Seelower Höhen. In den gewonnenen Gebieten vollzog sich dann der Aufmarsch für den Angriff auf Berlin. Dafür war der Besitz der Seelower Höhen von entscheidender Bedeutung.

Das alles war uns damals bekannt. Dagegen hatten wir keine Ahnung davon, wie groß die zahlenmäßige Überlegenheit der sowjetischen Truppen, Geschütze, Panzer und Flugzeuge war, und dass die in diesem Raum kämpfende 9. deutsche Armee praktisch keine Chance hatte, diesem Massenaufgebot an Menschen und Material auf Dauer widerstehen zu können .

Es war für uns ohne Zweifel, dass die bevorstehende Schlacht für den weiteren Verlauf des Krieges von besonderer Bedeutung war. Dieses Bewusstsein verband sich mit der Vorstellung, dass diese Schlacht unabhängig von ihrem Verlauf ein entscheidender Schritt sein könnte zu einem baldigen Ende des Krieges, das von uns allen herbeigesehnt wurde. Darüber sprach man nicht öffentlich in einer größeren Gruppe. Aber wenn man zu Zweit nachts Posten stand, kamen solche Gedanken schon mal zur Sprache.

Unsere Stellung befand sich nur 5 km südöstlich von Seelow, in der Nähe der strategisch wichtigen Straße von Sachsendorf im Oderbruch nach Dolgelin auf den Höhen. Wir lagen also, ohne es zu wissen, im Zentrum des russischen Angriffs. Gut, dass wir es damals nicht wussten, es hätte unsere Angst vor dem kommenden Angriff nur gesteigert

Die eigentliche "Schlacht auf den Seelower Höhen" wird von den Militärhistorikern auf die sieben Tage vom 14. - 20. April 1945 datiert. Am 14 und 15. (unseren ersten Tagen an der Front) gab es größere Kampfhandlungen, am 16. erfolgte der Großangriff, am 17. und 18. wurden die deutschen Truppen in erbitterten Kämpfen immer weiter zurückgedrängt, und am 19. und 20. zerbrach die deutsche Front, und der sowjetische Angriffskeil schob sich in Richtung Berlin vor.

---

16. April 1945 Großkampftag auf  
den Seelower Höhen

---

In der Nacht vom 15. auf den 16. April 1945 erhob dann der russische Bär zum letzten Mal seine Pranken zum entscheidenden Schlag: der Großangriff begann, der die Eroberung von Berlin und den endgültigen Sieg über das Nazireich bewirken sollte.

Eröffnet wurde der Angriff um 3.00 Uhr morgens mit einem furchtbaren Trommelfeuer, welches von einem der Chronisten des 2. Weltkriegs als das schwerste während des ganzen Ostkrieges bezeichnet wird. Es ist von 22.000 Geschützen die Rede (in einer anderen Quelle sogar von 40.000), die im Raum Küstrin - Frankfurt zusammengezogen waren und die pausenlos Tod und Verderben auf die deutsche Seite hinübersandten.

Zunächst wurde etwa 25 Minuten lang die vorderste Linie beschossen. Gegen 3.30 Uhr wurde das Feuer dann auf das ganze Hauptkampfgebiet verlegt. Davon waren auch wir betroffen.

Dieses etwa zwei Stunden dauernde Stahlgewitter kann man nicht beschreiben. Es war ein ununterbrochenes Heulen, Kreischen, Donnern, Krachen und Bersten. Die gequälte Erde schwankte wie ein Schiff auf hoher See. Häuser, Gehöfte und Dörfer gingen in Flammen auf, Bäume wurden wie Streichhölzer umgeknickt. Dicke Schwaden von Staub, Rauch und beißendem Pulverqualm zogen über das Land und senkten sich in unsere etwa 1,60 m tiefen Deckungslöcher mit einem Durchmesser von etwa 70 cm, in denen wir in Todesangst zusammengekauert hockten und das Ende erwarteten. Die Minuten wurden zu Stunden, die Viertelstunden dehnten sich zu Ewigkeiten aus.

In den diversen Berichten gibt es über die Wirkung dieses Trommelfeuers sehr unterschiedliche Beurteilungen, die von "praktisch wirkungslos" bis zu der Formulierung "mörderisches Trommelfeuer" reichen.

Für uns junge Luftwaffenhelfer war dieses Trommelfeuer auf jeden Fall ein traumatisches Erlebnis, das wohl niemand von uns je vergessen kann.

Bis in den anbrechenden Morgen hinein ging dieses infernalische Höllengewitter. Die Strahlen der aufgehenden Frühlingssonne vermochten den dichten Schleier von Staub, Rauch und Dunst nicht zu durchbrechen, der an diesem Morgen über dem Land an der Oder lag. Es herrschte ein merkwürdiges Zwielficht, als wir es beim Abflauen des Feuers wagten, den Kopf aus dem Loch zu stecken.

Aber Ruhe gab es nicht. Das Trommelfeuer war erst das Vorspiel des Schreckens gewesen. Den nächsten Akt gestalteten die russischen Schlachtflieger, die, unwirklichen Schatten gleich, in dichten Schwärmen den Staub- und Qualmschleier durchstießen und Tod und Verderben speien auf alles, was sich noch regte. Eine Welle nach der anderen griff unsere Stellung an. Wir wehrten uns mit einer verbissenen Wut, die zum Teil wohl aus der Angst erwachsen war, und haben wohl sogar noch einen Abschuss erzielt, während unserem Zug zu diesem Zeitpunkt eigene Verluste noch erspart blieben.

Nächster Akt: Wir wurden von Granatwerfern und Stalinorgel unter Beschuss genommen.

Dann begann die deutsche Infanterie, sich aus der vor uns liegenden Kampflinie zurückzuziehen. Ob es sich dabei um einen befohlenen Rückzug handelte oder ob die Landser einfach abhauten, wussten wir nicht.

Unser Zug bildete jetzt sozusagen einen vorgeschobenen Stützpunkt. Die russische Infanterie rückte schnell nach. Vor uns in einer Buschreihe begannen russische Maschinengewehre zu hämmern. Die ganze Sache sah brenzlich aus.

Dann bekamen wir den Befehl, uns zurückzuziehen. Die Geschütze mussten wir zurücklassen, da keine Möglichkeit bestand, sie abzutransportieren.

Etwa einen Kilometer weiter hinten, entlang der Bahnlinie Seelow - Dolgelin, wurde aus den Resten der zerschlagenen und zersprengten Einheiten eine neue Hauptkampflinie aufgebaut, in die auch wir geschützlosen Flaksoldaten eingegliedert wurden. Das Gelände war günstig. Die Bahnlinie führte als Einschnitt durch einen Hügel. Von der Oberkante hatte man ein gutes Schussfeld auf das östlich liegende Gelände, auf der Sohle des Einschnittes fanden wir etwas Schutz vor dem Artilleriefeuer.

Die Russen drückten aufs Tempo. Kaum hatten wir uns provisorisch eingerichtet, als auch schon die russische Infanterie mit Granatwerfern auftauchte. Rechts von uns drang die Spitze bis zum Bahnhof Dolgelin vor, konnte dort aber gestoppt werden.

Wir schossen, was die Karabiner und Maschinengewehre hergaben, unterstützt von den drei Geschützen unseres 1. Zuges, die direkt hinter der Bahnlinie standen und mit waagrecht gestellten Rohren in den Erdkampf eingriffen. Der russische Angriff blieb liegen.

Doch damit gab der Russe sich natürlich nicht zufrieden. Russische Schlachtflieger flogen die Bahnlinie auf und ab und überschütteten alles mit einem Eisenhagel.

Dann, kurz nach Mittag, setzte ein zweites Trommelfeuer ein, welches sich gezielt auf die Widerstandsnester im Bereich Seelow Friedersdorf - Dolgelin richtete. Diesmal waren die Verluste schwerer als beim morgendlichen Trommelfeuer, auch unter uns Luftwaffen Helfern. Die Verteidigungslinie wurde bedenklich dünn. Zu unserer Unterstützung fuhren jetzt hinter der Bahnlinie einige Panzer auf.

In den einschlägigen Berichten ist von einem 25minütigen Feuerschlag die Rede. Ich hatte damals keine Uhr und hatte den Zeitbegriff etwas verloren.

Irgendwann brach das Artilleriefeuer ab, und aus der Dunstglocke, die wieder wie am Morgen über dem Land lag, tauchten die russischen Sturmtruppen dicht vor unserem Bahneinschnitt auf. Dorthin hatten sie sich unter dem Schutz des Feuerschlages vorgearbeitet. Jetzt griffen sie mit ihrem heiseren "Urrä, Urrä!" an. Handgranaten flogen in unseren Bahneinschnitt. Wir setzten uns zäh und verbissen zur Wehr, und es gelang tatsächlich, auch diesen Angriff zum Erliegen zu bringen, wenn auch unter schweren eigenen Verlusten.

Mit dem Einbruch der Dämmerung wurde es dann langsam ruhig in unserem Abschnitt.

Wir Luftwaffenhelfer bekamen den Befehl, uns nach dem Beginn der Dunkelheit abzusetzen und in Friedersdorf zu sammeln. In diesem teilweise brennenden und teilweise zerstörten Dorf fanden sich dann gegen 22.00 Uhr reichlich 30 Luftwaffenhelfer und einige ältere Soldaten unserer Batterie ein. Wir zogen jetzt noch etwa 6 km durch die Nacht und schliefen dann einige Stunden in einem Bunker bei Lietzen.

An diesem 16. April sind von uns Luftwaffenhelfern 10 - 12 gefallen, wohl etwa die gleiche Anzahl wurde verwundet. Genaue Zahlen liegen allerdings nicht vor.

---

Weitere Kämpfe vom 17. - 20. 4. 1945

---

Am nächsten Tag, dem 17. 4., mussten wir zwar wieder ein Trommelfeuer und etliche Luftangriffe über uns ergehen lassen, aber wir wurden nicht direkt im Erdkampf eingesetzt.

Im Laufe des Tages fanden wir nach manchen Irrwegen den Tross der Batterie in der Nähe von Arensdorf. Dort hatten sich bereits einige Versprengte eingefunden. Es gab Verpflegung, und wir gruben uns Schlaflöcher im Wald.

Am 18.4. zog wieder ein strahlender Frühlingsmorgen herauf, an dem wir bereits früh durch Artilleriefeuer geweckt wurden. Bald kam auch der Befehl: "Abmarsch zum Einsatz!", und um etwa 8.00 Uhr setzte unsere Gruppe, die inzwischen auf 50 - 60 Luftwaffenhelfer und Soldaten angewachsen war, sich ohne große Begeisterung in Bewegung Richtung Marxdorf. Viele Kilometer waren nicht zurückzulegen, aber wegen der häufigen Luftangriffe mussten wir immer wieder in Deckung gehen, so dass wir erst nach Stunden in Marxdorf ankamen.

Dort war dicke Luft. Die Russen drückten entlang der Reichsstraße 1 unheimlich stark nach Westen und hatten bereits etwa die Hälfte der Strecke von Seelow nach Müncheberg zurückgelegt.

Von einer deutschen Frontlinie konnte im Raum Marxdorf eigentlich nicht mehr die Rede sein. Außer einer schweren Batterie unserer Abteilung und einigen Infanteristen mit Maschinengewehren habe ich hier nichts von deutschen Truppen gesehen.

Wir hatten die Aufgabe, die schwere Batterie gegen Flankenangriffe infanteristisch abzusichern. Ich musste als Melder die nordöstlich von Marxdorf liegende schwere Batterie aufsuchen, und als ich über einen kleinen Höhenrücken kam, bekam ich einen furchtbaren Schrecken: vor mir sah ich die Stellungen der sechs 8,8 cm-Geschütze, und auf diese Batterie zu rollte von Osten her ein großes Rudel russischer Panzer! Mir war, als wenn das Blut in den Adern zu Eis gefror, aber die Beine taten automatisch ihren Dienst, bis ich die Batterie erreicht hatte und

mich in einem Deckungsloch verkriechen konnte.

Da ich etwas warten musste, hatte ich Gelegenheit, von dort aus den Ablauf der Dinge zu beobachten, und ich konnte feststellen, dass die 8,8 cm-Flakgeschütze den russischen Panzern deutlich überlegen waren. Ein Panzer nach dem anderen wurde getroffen und war kampfunfähig. Hier gab es für die Panzer kein Durchkommen. Meine Nerven beruhigten sich wieder.

Doch nördlich von uns, entlang der Reichsstraße 1, drangen die russischen Panzer unaufhaltsam vorwärts.

Wir bekamen den Auftrag, nicht sehr weit von der Straße entfernt auf einem freien Acker in Stellung zu gehen. Die russische Infanterie hatte sich gut getarnt in einer Buschreihe festgesetzt und überschüttete uns mit einem Feuerhagel. Wir mussten schnellstens Löcher buddeln, hatten aber längst nicht genug Spaten zur Verfügung. So gruben wir uns mit den Händen und dem Gewehrkolben flache Deckungsmulden. Erstaunlich, wie schnell man unter Lebensgefahr solche Löcher zustande bringt!

Es wurde ein sehr unerfreulicher Nachmittag, und es grenzt an ein Wunder, dass wir nur einen Toten zu beklagen hatten. Zum Glück interessierten die Panzer sich nicht für uns, denn gegen diese hätten wir keine Chance gehabt. Gegen die Infanterie konnten wir uns immerhin wehren.

Wir hielten die Stellung bis in die Dunkelheit hinein. Noch im Dunkeln hörten wir das Heulen der Panzermotoren und das Rasseln der Ketten, wobei die Geräusche sich immer weiter nach Westen vorschoben. Ich nehme an, dass die Panzerspitze an diesem Abend wohl den Ort Jahnsfelde erreicht hat.

Etwa gegen Mitternacht kam der Befehl zum Stellungswechsel. Die Gefahr einer Umzingelung war wohl zu groß geworden. Die Kameraden von der schweren Batterie hatten sich auch bereits zurückgezogen.

In Marxdorf begruben wir noch einen gefallenen Luftwaffenhelfer. Das Grab hoben wir neben einer Scheune aus, und jedes Mal, wenn Hauptmann Raisig mal kurz seine Taschenlampe aufleuchten ließ, piffen uns Gewehrkugeln um die Ohren. Das andere Ende des Dorfes war wohl schon von den Russen besetzt, und ein aufmerksamer, vielleicht auch etwas nervöser Posten, nahm uns unter Feuer. Den in eine Wolldecke gehüllten Kameraden legten wir in das Grab, schaufelten es zu und standen dann etwas unsicher herum. Wir sahen, wie unser Batteriechef den Stahlhelm abnahm und die Hände zu einem Vaterunser faltete. Wir taten es ihm nach, und dann zogen wir schweigend weiter in die neue Stellung. Wer wird der Nächste sein?

Die neue Stellung war südwestlich von Marxdorf. Dort wurden wir am nächsten Vormittag (19.4.) durch zwei Kompanien eines Grenadierregiments der Waffen-SS abgelöst und bekamen den Auftrag, uns nach Heinersdorf zu begeben, wo die Reste der Flakabteilung 1/26 sich sammeln und neu formiert werden sollten.

Uns war nicht bekannt, dass an diesem Tage ein großes Rudel russischer Panzer (es ist irgendwo von 100 Panzern die Rede) aus dem Raum Jahnsfelde heraus in südwestlicher Richtung vorstieß und erst am Nachmittag nördlich von Fürstenwalde gestoppt werden konnte. Am

Vormittag hatten die Panzer den Raum Behlendorf erreicht.

Nichts ahnend gerieten wir auf unserem Marsch von Marxdorf nach Heinersdorf in das Blickfeld der westlich von uns operierenden Panzer und wurden gnadenlos zusammengeschossen, Ergebnis: drei oder vier Luftwaffenhelfer, ein Leutnant und ein älterer Soldat tot, Hauptmann Raisig und andere verwundet (genaue Zahlen weiß ich nicht).

Etwa 2 m vor mir schlug eine Panzergranate ein und tötete einige Kameraden. Ich wurde wie von einer Riesenfaust recht unsanft auf die steinige Straße geschleudert, war aber abgesehen von einigen Schrammen und blauen Flecken unversehrt.

Im Durcheinander verloren der Luftwaffenhelfer Ernst H. und ich den Anschluss an die übrigen und machten uns allein auf den Weg nach Heinersdorf.

Unterwegs wurden wir von der Feldgendarmerie geschnappt, die uns zunächst als Deserteure verdächtigte. Das war gefährlich, denn mit solchen Leuten machte man zu der Zeit kurzen Prozess. Doch wir konnten die beiden Feldgendarmen davon überzeugen, dass wir harmlose Versprengte auf der Suche nach ihrer Einheit seien.

Wir bekamen den Auftrag, uns im Herrenhaus Heinersdorf bei der Versprengtensammelstelle zu melden. Das taten wir denn auch und erfuhren, dass wir mit den anderen dort anwesenden Versprengten zu einer Kampfgruppe zusammengefasst und an die Front geworfen werden sollten.

Das gefiel uns gar nicht. So machten wir uns auf die Suche nach unserem Abteilungsstab, der hier irgendwo sein musste. Wir durchstöberten Haus und Hof, Scheunen und Ställe, den Park und das Herrenhaus, trafen auf viele Soldaten, aber niemand in Flakuniform.

In einem der repräsentativen Räume des Herrenhauses entdeckte mein Kamerad ein Klavier. Da gab es für ihn kein Halten mehr: der Karabiner wurde in die Ecke gestellt, er setzte sich auf den Klavierhocker und begann zu spielen. Dass die russischen Panzer bereits in unserem Rücken standen und dass ein Bombenangriff auf Heinersdorf niederging, störte ihn nicht. Er spielte mehrere Stücke, was wohl für sein seelisches Gleichgewicht wichtig war.

Ich setzte mich in einen Sessel und hörte zu. Es muss eine merkwürdige Szene gewesen sein: wir verstaubten, verschwitzten und abgekämpften Luftwaffenhelfer im festlichen Saal des Herrenhauses, der eine als Pianist, der andere als Zuhörer. Und durch das geöffnete Fenster drangen die Geräusche der Front herein.

Zum Glück fanden wir bald darauf einen Oberwachtmeister unserer Abteilung, von dem wir erfuhren, dass diese mittlerweile nach Hasenfelde verlegt hätte. Er beschaffte uns einen Marschbefehl von der Kommandantur, und eilig machten wir beide uns auf den Weg nach Hasenfelde.

Wir benutzten einen Nebenweg, und unterwegs stellten wir zu unserem Schrecken fest, dass die russischen Panzer bereits etwas südwestlich von uns operierten. Sie rollten etwa 1500 m rechts von uns die Hauptstraße entlang. Wir mussten also Acht geben, dass wir nicht den

Russen in die Hände liefen. Von einer deutschen Front war nichts zu merken.

Hasenfelde machte einen ziemlich ausgestorbenen Eindruck, Zivilisten sah man gar nicht und Soldaten nur wenig. Unsere Abteilung fanden wir nicht, aber bei einer Art Ortskommandantur oder Leitstelle bekamen wir immerhin heraus, dass die Abteilung inzwischen nach Hasenwinkel verlegt hätte.

Bei hereinbrechender Dämmerung machten wir uns auf den Weg dorthin, trafen jedoch unterwegs eine Gruppe von Flaksoldaten von der 5. Batterie unserer Abteilung, bei der sich auch der Wachtmeister G. von unserer Batterie befand.

Die Gruppe kam gerade aus Hasenwinkel zurück, denn die Abteilung 1/26 war nicht mehr da, sondern nach Berkenbrück weitergezogen. Nun hatte die Gruppe beschlossen, in Hasenfelde zu übernachten, um dann am nächsten Morgen nach Berkenbrück zu marschieren. In einer Gastwirtschaft sollte auf dem Holzfußboden geschlafen werden.

Wachtmeister G. nahm uns beiseite und meinte: "Mir ist das hier zu ungemütlich. Kommt, wir suchen uns etwas Besseres!" So zogen wir zu Dritt los die dunkle Dorfstraße entlang und gingen dann in einem xbeliebigen Haus ins Schlafzimmer. Wir zwei Luftwaffenhelfer machten Anstalten, uns die schweren Stiefel auszuziehen, bevor wir uns in die Betten legten, doch Wachtmeister G. meinte, wir sollte das lieber bleiben lassen. Schließlich wüssten wir nicht, ob wir nicht vielleicht fluchtartig das Haus verlassen müssten.

So stellten wir nur die Karabiner neben das Bett und packten uns dann mit Stiefeln und voller Uniform in die Federbetten, wo wir sofort einschliefen. Doch die Ruhe war nicht von langer Dauer, denn mitten in der Nacht begannen in der Nähe russische Maschinen-Gewehre zu hämmern, was uns zu eiligem Aufbruch veranlasste.

Am nächsten Nachmittag (20.4.) stießen wir dann nach längerem, oft von Luftangriffen unterbrochenem, Marsch bei Berkenbrück an der Spree auf unsere Abteilung bzw. auf das, was von ihr noch nachgeblieben war.

Nach Einbruch der Dämmerung wurden alle auf LKW verladen, auf einer noch intakten Brücke wurde die Spree überquert, es ging an dem teilweise brennenden Fürstenwalde vorüber, und dann tauchten wir zunächst einmal in den Wäldern westlich der Stadt unter.

---

21. - 23.4.1945 Kleines Intermezzo  
zwischen den großen Schlachten

---

An diese Tage habe ich kaum Erinnerungen. Wir hausten bei nasskaltem und ungemütlichem Aprilwetter im Wald und warteten der Dinge, die auf uns zukommen würden.

Von unserer Batterie waren noch etwa 1/3 der Soldaten und Luftwaf-

fenhelfer vorhanden. Alle Geschütze waren verloren gegangen. Wir waren nur noch infanteristisch verwendbar. Nach der Verwundung des Batteriechefs wurde der "Haufen" von Oberfähnrich D. geführt.

Einmal kam ein Einsatzbefehl: wir sollten bei Briesen an die Front geworfen werden. Doch bevor wir dort eintrafen, kam der Befehl zum Umkehren. Die Russen waren durchgebrochen, und unser Einsatz war zwecklos geworden. Niemand von uns war böse darüber.

Gut erinnere ich mich daran, dass Oberfähnrich D. uns alle auf einem Waldweg zusammenrief und uns über die Gesamtlage in unserem Frontabschnitt informierte. Wir erfuhren, dass wir in der Falle saßen. Die russischen Armeen waren nicht nur über Seelow und Müncheberg auf Berlin vorgestoßen, sondern auch aus dem Raum Cottbus heraus in nordwestlicher Richtung. Die zwischen diesen beiden Stoßkeilen stehenden deutschen Truppen waren eingekesselt. Der Einschließungsring war zwar noch nicht vollständig geschlossen, aber der Oberfähnrich machte uns keine Hoffnungen auf ein Entkommen. Etwa zwei Tage später war dann die Lücke auch bereits geschlossen.

Als wir diese Zusammenhänge erfuhren, sank die Stimmung auf den Nullpunkt. Alle, ob Offizier, Soldat oder Luftwaffenhelfer, hatten eine ungeheure Angst davor, in russische Gefangenschaft zu kommen. Wie sich in den Jahren nach dem Krieg herausstellte, war diese Angst berechtigt. Zigtausende deutscher Gefangener wurden von den Russen jahrelang festgehalten. Auch einige Luftwaffenhelfer unserer Batterie mussten drei oder vier Jahre auf ihre Heimkehr warten, einer ist in der Gefangenschaft an Hungertyphus gestorben.

In der Nacht vom 22. zum 23. 4. wurden wir nach Storkow verlegt. Dort hatten wir zunächst einen Tag Ruhe: viel schlafen, geregelte Verpflegung, Spaziergänge am landschaftlich schön gelegenen Storkower See bei schönem Frühlingswetter. Außer einem fernen Grummeln war vom Krieg nichts zu hören und zu sehen.

Wir konnten einmal richtig durchatmen. Doch das Wissen um die Einkesselung ließ keine lockere Stimmung aufkommen.

---

24. - 28.4.1945  
Kampftage im Kessel

---

Eine Überraschung kam am 24.4. auf uns zu: unser "Haufen" wurde aufgelöst und auf andere Einheiten verteilt. Zusammen mit sechs anderen Luftwaffenhelfern wurde ich einem Flakzug der Waffen-SS zugeteilt, der mit modernen 3,7 cm-Zwillingsgeschützen ausgerüstet war.

Ich hatte zunächst einige Schwierigkeiten damit. Hatte ich mich doch im Vorjahr energisch dagegen gewehrt, zur Waffen-SS zu kommen, und war nun sozusagen durch die Hintertür doch dabei gelandet. Aber wir blieben Soldaten der Luftwaffen-Flak. Auch wenn heutige Leser das vielleicht als Haarspalterei empfinden, mich beruhigte es damals.

Im Übrigen gab es mit den Waffen-SS-Soldaten, die im Durchschnitt nur wenig älter waren als wir, im Zusammenleben keine Probleme. Wir wurden gut aufgenommen und anerkannt.

Am 24.4. hatte die russische Angriffsspitze den Raum Storkow erreicht und begann am Nachmittag mit dem Angriff. Es gab Artilleriefeuer und Luftangriffe, und am Abend standen bereits Teile der Stadt in Flammen.

Nach Einbruch der Dunkelheit kam für uns der Befehl zum Abrücken. Wir schliefen einige Stunden in einem benachbarten Dorf in einem Stall.

Am Morgen des 25.4. wurden wir dann bereits im allerersten Morgengrauen zusammen mit anderen Einheiten in Marsch gesetzt, um die märkische Kleinstadt zu verteidigen. Wir hatten es nicht sonderlich eilig auf diesem Marsch, verfügten wir doch schon über genug Fronterfahrung, um zu wissen, was uns erwartete.

Im Übrigen war jedem klar, dass das Unternehmen sowieso sinnlos war. Wir würden den russischen Vormarsch doch nicht stoppen. Aber wir waren es gewohnt, Befehle auszuführen, deren Sinn wir nicht verstanden, und mit zusammengebissenen Zähnen das zu tun, was wir für unsere Pflicht hielten (oder was andere für unsere Pflicht erklärten).

Wir bezogen in Storkow am Ufer des Sees Stellung. Es war ein märchenhaft schöner Frühlingstag, so richtig geschaffen dazu, sich am Ufer des Sees faul ins Gras zu legen, in den Frühlingshimmel hineinzusehen und zu träumen.

Doch für uns gab es keine Träume, nur Granaten, MG-Salven, Schlachtfieger und Angst.

Bis in die frühen Nachmittagsstunden hinein hielten wir dem russischen Feuer stand, dann kam der Befehl zum Rückzug. In aller Eile räumten wir unsere Stellungen und verschwanden aus der Stadt, in der die Brände sich ausgeweitet hatten. Mit einer Mischung aus Erleichterung (dass wir noch einmal davongekommen waren) und schlechtem Gewissen (dass wir die Stadt und ihre Bewohner einem Ungewissen Schicksal überlassen mussten) machten wir uns auf den Rückzug. Zum Abschied bekamen wir eine Salve aus einer Stalinorgel mit auf den Weg, der wir dadurch entgingen, dass wir eiligst in den zum Glück ziemlich tiefen Straßengraben hechteten.

In der Nähe des Dorfes Münchehofe gingen wir auf einem Acker in Stellung. Wir halfen den SS-Kanonieren beim Ausheben der Geschützstellungen und Deckungslöcher und gingen dann ins Dorf, um uns in einer Scheune einen Schlafplatz zu suchen.

Ich konnte nicht einschlafen, obwohl ich todmüde war. Meine Nerven waren noch zu angespannt, die Angst vor den nächsten Tagen belastete mich, und außerdem knurrte der Magen, denn im Durcheinander dieses Tages hatte es keine Verpflegung gegeben. So machte ich noch einen Streifzug durchs Dorf, fand aber nichts zu essen, denn allzu viele hungrige Landser hatten schon vor mir den gleichen Gedanken gehabt.

Auf der Suche nach Essbarem betrat ich ein einfaches Bauernhaus und kam in eine schlichte, nur dürftig beleuchtete Stube. Einige Landser saßen müde herum und hoben kaum den Kopf, als ich eintrat.

Mein Blick fiel auf einen Spruch an der Wand, der vom spärlichen Schein

der Lampe beleuchtet wurde. Ein frommer Spruch, bestehend aus großen, verschnörkelten Zierbuchstaben. Ich kannte diese Art Sprüche, zu Hause hatten wir sie auch, aber ich hatte mir nie etwas daraus gemacht. Sie waren mir kitschig vorgekommen. Doch nun war das anders. Der Spruch sprang mich förmlich an und ergriff Besitz von mir: "Der Herr segne dich und behüte dich!"

Ich ging still aus dem Haus hinaus und setzte nachdenklich meinen Gang durch das Dorf Münchehofe fort, auf das inzwischen die Nacht herabgesunken war. Die Luft war lauwarm und weich an diesem Frühlingsabend, aber es war kein friedlicher Abend. Die Stille wurde immer wieder durch einschlagende Granaten zerrissen, irgendwo tackerte ein Maschinengewehr, Feuerschein leuchtete am Horizont.

Mir ging der Wandspruch nicht aus dem Sinn. Dabei ging es gar nicht so sehr um den Wortlaut des Spruches. Der Text wäre austauschbar gewesen, es hätte genauso gut ein anderes Bibelwort sein können. Wichtig war etwas anderes: Gott hatte mir mit diesem Spruch ein Signal gegeben. Das, was ich empfand, könnte man ausdrücken mit den Worten des 23. Psalms (den ich damals allerdings noch nicht kannte) oder noch besser vielleicht mit dem mir damals ebenfalls unbekanntem Vers von Dietrich Bonhoeffer:

"Von guten Mächten wunderbar geborgen erwarten wir getrost, was kommen mag, Gott ist mit uns am Abend und am Morgen, und ganz gewiss an jedem neuen Tag!"

Dieses "Gott ist bei mir!" war die Botschaft, die mir über den Wandspruch vermittelt worden war. Das war neu für mich, den 17jährigen Luftwaffenhelfer. Gewiss, ich war in einem christlichen Elternhaus aufgewachsen, ich kannte die biblischen Geschichten und

vieles mehr, aber die gegenchristliche Beeinflussung in Schule und Hitlerjugend hatte mich durcheinander gebracht, so dass von meinem Kinderglauben nur Bruchstücke übrig geblieben waren.

Nun hatte Gott mir ein Zeichen gegeben. Ich habe es in keiner Minute verstanden als einen Garantieschein für eine gesunde Heimkehr. Dazu war ich viel zu realistisch und wusste genau, dass Christen von Bomben und Granaten genauso getroffen werden wie Nichtchristen.

Für mich bedeutete dieses Zeichen vielmehr: Ganz gleich, was kommt, ob Tod oder Leben, ob Verwundung, russische Gefangenschaft oder baldige Heimkehr - Gott wird mich nicht allein lassen, er wird mich halten und mir Kraft geben, alles durchzustehen, was mir bevorsteht.

Zwar musste ich mich an diesem Abend mit hungrigem Magen zum Schlafen ins Stroh wühlen, aber ich hatte einen Zuspruch bekommen, der das weit aufwog.

Am nächsten Tag (26.4.) Stellungswechsel nach Hermsdorf. Kam waren wir dort angekommen, gab es schon Tote und Verwundete durch einen Schlachtfliegerangriff.

"Unser" SS-Flakzug ging in einem großen Wiesengelände bei Hermsdorf in Stellung. Dort blieben wir bis zum nächsten Tag. Es war eine schlimme Zeit. Die Luft war geradezu angefüllt mit russischen Flugzeugen der verschiedensten Typen, Bomber, Schlachtflieger und Jäger.

Wir bekamen den Auftrag, den Flakzug gegen Osten abzusichern, weil man dort mit russischen Infanterieangriffen aus einem Waldgelände heraus rechnen musste. Auch hier hatten wir unter ständigen Luftangriffen zu leiden, hatten aber erfreulicherweise keine Verluste.

Im Übrigen merkte man es deutlich, wie der Russe den Sack immer enger zuschnürte. Es schoss von allen Seiten, ein Vorne und Hinten gab es nicht mehr, die Russen waren überall.

Es verstärkte sich das Gerücht, dass in den nächsten Tagen ein großer Ausbruchsversuch unternommen werden sollte, aus der Umklammerung nach Westen durchzustoßen, um damit der russischen Kriegsgefangenschaft zu entgehen.

Es war bekannt, dass westlich von uns die 12. deutsche Armee stand. Wenn es gelingen würde, zur Frontlinie dieser Armee durchzustoßen, bestanden reelle Chancen, an die Elbe zu gelangen, um dort in amerikanische Gefangenschaft zu gehen.

Aber mehr wussten wir als einfache Soldaten nicht. Wir hatten keine Ahnung, wie weit es war bis zur 12. Armee, wir wussten nicht, wie stark der russische Einschließungsring war, wir hatten nicht die geringste Vorstellung, wie die Chancen für den geplanten Ausbruch standen.

Um den bevorstehenden Ausbruch kreisten alle Gespräche in den Kampfpausen. Würde das Unternehmen gelingen? Wir waren alle recht nervös, denn dass der Ausbruch kein Spaziergang werden würde, war jedem klar.

Am Spätnachmittag des 27. 4. kam dann noch einmal ein Stellungswechsel, der mitten in einem Bombenangriff durchgeführt werden musste. Wir waren froh, als wir heil raus waren.

Die Fahrt war nicht sehr weit, die neue Stellung muss irgendwo etwas nördlich von Hammer und Hermsdorf gewesen sein. In der Abenddämmerung hoben wir in einer Ecke eines großen, rings von Wald umgebenen Wiesenkomplexes die Stellungen für die drei Geschütze aus.

Nebenbei beobachteten wir, wie in der Dämmerung eine Batterie Feldartillerie nach der anderen auf dem Wiesenkomplex in Stellung ging, und dann sprach es sich wie ein Lauffeuer herum: Morgen beginnt der große Ausbruch! Die vielen Batterien sollen die Feuervorbereitung schießen!

Am Waldrand hoben wir sieben Luftwaffenhelfer Schlaflöcher aus, diskutierten dann aber noch lange, weil wir nicht zur Ruhe kommen konnten. Einerseits waren wir in Hochstimmung, weil der Ausbruch nun tatsächlich losgehen sollte, andererseits saßen wir voll von Angst und Unsicherheit.

Im Laufe des 28. 4. eröffneten die auf der Wiese stehenden Feldgeschütze das Feuer auf die russischen Stellungen als Vorbereitung für den Ausbruch. Stundenlang rauschte Salve auf Salve hinüber. Wir beobachteten das Schauspiel vom Waldrand aus, gingen auch hin und wieder schnell mal hinüber zu einem Waldweg, auf dem sich endlose Kolonnen von Soldaten und Fahrzeugen dahinwälzten, um die befohlenen Ausgangsstellungen für den Durchbruch zu erreichen.

Eine nicht enden wollende Fahrzeugschlange rollte auf dem schmalen

sandigen Waldweg im "Stopp and Go-Verfahren" (wie man heute sagen würde) dahin: Nachschub- und Versorgungsfahrzeuge, Stabsfahrzeuge, Zugmaschinen mit angehängten Geschützen, Omnibusse, Munitions-, Funk- und Mannschaftstransportwagen, Motorräder usw.

An der Seite des Weges zogen in langer Reihe Fußtruppen der verschiedensten Waffengattungen, oft aus bunt zusammen gewürfelten Soldaten der unterschiedlichsten Einheiten zusammengestellt, dahin .

Hin und wieder einige bekannte Gesichter, Leute aus unserer Batterie, die jetzt irgendwelchen anderen Einheiten zugeordnet waren. Ein kurzes Lächeln, ein Zuwinken. Am liebsten wären auch wir gleich mitmarschiert. Aber unser Flakzug musste noch bleiben, um die Feldartillerie und die aufmarschierenden Truppen gegen russische Luftangriffe zu schützen. Zum Glück war es diesig und wolkenverhangen mit Regenschauern, so dass der Einsatz von Flugzeugen recht erschwert war.

---

29. 4. 1945

Bei Halbe lauert der Tod

---

Gegen Mitternacht in der Nacht vom 28. auf den 29.4. kam dann auch für uns der Zeitpunkt des Abmarsches. Im Dunkeln gab es ein ziemliches Durcheinander, in dem ich den Anschluss an die Kameraden verlor und alleine mit einem Trupp unbekannter Landser losziehen musste. Erst am Nachmittag des 29.4. traf ich zwei Luftwaffenhelfer meiner Batterie, mit denen ich mich zusammenschließen konnte. In der Gruppe, mit bekannten Leuten zusammen, fühlte man sich irgendwie geborgen, alleine war alles noch viel schlimmer.

In dieser Nacht haben wir eine Strecke von etwa 10 - 12 km zurückgelegt. (Anmerkung: wenn ich hier und auf den nächsten Seiten "wir" schreibe, so meine ich damit die Gruppe, mit der ich gerade unterwegs war, auch wenn diese einem ständigen Wechsel unterworfen war . )

Es war eine gespenstische Nacht. Die Fahrzeugkolonne in der Mitte des Weges stand regungslos. An den Seiten strebten Fußgänger vorwärts. Der weiche Waldboden schluckte die Geräusche, gesprochen wurde wenig. Von dem Kampfärm war kaum etwas zu hören. Man trottete schweigend vor sich hin. Irgendwann einmal, als wir an einem Bauernhof vorbeikamen, versuchte ich in einem Stall etwas zu schlafen, aber ich war viel zu aufgeregt und machte mich bald wieder auf den Weg.

Nach dem regnerisch-trüben Vortag zog am 29.4. ein strahlender Frühlingsmorgen auf, und mit ihm begannen dann die Kampfhandlungen. Die Masse der Truppen zog sich auseinander und stellte sich zum Angriff bereit.

Durch einen wahren Eisenhagel von Artillerie- und Granatwerferfeuer arbeiteten wir uns in einem lockeren Hochwald vorwärts. Viele blieben tot und verwundet liegen. Dann lichtete sich der Wald, und ein teilweise brennendes Dorf tauchte auf, davor eine Bahnlinie und ein Bahnhof, an dem ich etwas später den Namen "Halbe" erkennen konnte - einen Namen, den damals kaum jemand kannte, den aber keiner, der dabei

gewesen ist, jemals vergessen wird.

Die letzten 200 Meter ging es dann im Sturmangriff frontal in das Feuer der russischen Maschinengewehre hinein. Der Waldboden war übersät mit Toten und Verwundeten, um die sich niemand kümmerte. Wer fiel, blieb liegen.

Es ging nicht recht vorwärts, der Angriff kam ins Stocken. Eine Gruppe deutscher Panzer kam zu unserer Unterstützung herangerollt. Die Panzer fuhren einfach querbeet und zermalmten unter ihren Ketten die am Boden liegenden Toten und Verwundeten, ein grausiger Anblick, der sich mir unauslöschlich eingeprägt hat. Dabei kann man den Panzerfahrern keinen Vorwurf machen, denn die Toten und Verwundeten lagen so dicht, manchmal mit mehreren übereinander, dass ein Ausweichen nicht möglich war. Diesem Ansturm konnten die Russen nicht widerstehen und räumten die Stellung.

Vor dem Ortseingang teilte sich der Strom der deutschen Soldaten: viele gingen über den Bahnübergang in den Ort hinein, andere versuchten, den Ort südlich zu umgehen. Dieser Gruppe schloss ich mich an, denn aus dem brennenden Dorf war heftiger Kampflärm zu hören.

Wir zogen also südlich um das große Dorf herum und kamen zunächst ganz gut voran. Doch nach 2 - 3 km stießen wir auf eine neue russische Sperrlinie, die wieder durchbrochen werden musste. Mit dem Mut der Verzweiflung rannten wir wieder gegen die russischen Stellungen an. Links und rechts sanken die Männer getroffen in sich zusammen, wir anderen stürmten weiter. So 70 - 80 m vor den russischen Stellungen blieben wir stehen und schossen, was die Karabiner hergaben. Die Russen luden in aller Eile ihre Maschinengewehre auf Fahrzeuge und verschwanden seitlich im Gebüsch. Doch wir hatten uns zu früh gefreut, denn nun tauchten russische Panzer vor uns auf, denen wir nichts entgegensetzen hatten und daher eilig zurückweichen mussten.

Nach einer Änderung der Stoßrichtung gelang es dann aber doch noch, eine Lücke in den Sperr-Riegel zu schlagen, durch die wir hindurch konnten. Wir kamen durch eine verlassene russische Stellung, in der noch gefallene russische Soldaten lagen.

Gegen 14.00 verließen wir dann den Raum Halbe und zogen durch große Waldgebiete weiter in westlicher Richtung. Von Ordnung und höherer Führung war auf deutscher Seite nichts mehr zu spüren. Durch die Kämpfe um und in Halbe war anscheinend alles durcheinander geraten.

Es bildeten sich lockere Kampfgruppen, zusammengesetzt aus Soldaten der verschiedensten Truppenteile und Waffengattungen. Zumeist fanden sich einige verantwortungsbewusste Offiziere, die über einige Informationen und Kartenmaterial verfügten und nun versuchten, zumindest in einem gewissen Umfang Führungsfunktion zu übernehmen, was von Tag zu Tag schwieriger wurde, da das chaotische Durcheinander sich verstärkte.

Einige Stunden kamen wir einigermaßen zügig voran. Am Spätnachmittag stießen wir dann auf eine weitere Sperrlinie, die durchbrochen werden musste. Alles wie gehabt, es lohnt nicht, den Angriff noch einmal zu beschreiben. Zu Hilfe kamen uns diesmal einige deutsche Raketenwerfer auf Selbstfahrlafette, die zum Gelingen des Durchbruchs kräftig beitrugen.

Dann gab es bis zum Einbruch der Dämmerung ständig Luftangriffe, die ein Weiterkommen unmöglich machten, zumal wir die Deckung des Hochwaldes jetzt verlassen mussten. Erst bei vollständiger Dunkelheit konnten wir weitermarschieren. Nach dem Überqueren einer Bahnlinie wurden wir aus dem Dunkel noch einmal heftig beschossen. Es sah einen Augenblick bedrohlich aus, beruhigte sich dann aber wieder.

---

30. 4. - 1. 5. 1945  
Wie weit ist es noch bis Beelitz?

---

Ich weiß nicht, wie oft diese Frage in den nächsten Tagen gestellt worden ist. Es war bekannt, dass in Beelitz die 12. deutsche Armee stand. Beelitz war sozusagen der rettende Hafen, den es zu erreichen galt. Aber der Weg dorthin war für unsere müden Knochen und wunden Füße unendlich weit und zudem immer wieder durch russische Truppen versperrt.

Am Spätnachmittag des 29.4. hatte ich zwei mir gut bekannte Luftwaffenhelfer getroffen. Wir beschlossen, die Nacht hindurch zu marschieren, um unbehelligt von den tagsüber ständig erfolgenden Luftangriffen ein Stück voranzukommen.

Leider gelang das nicht so ohne weiteres. Nachdem wir mehrere Stunden marschiert waren, mussten wir anhand bestimmter Merkmale erkennen, dass wir die ganze Zeit im Kreis gelaufen waren! Das war zwar sehr frustrierend, aber wir sind trotzdem weitermarschiert. An die nächsten Stunden kann ich mich nicht entsinnen. Der Erinnerungsfaden ist bei mir gerissen.

Am Vormittag des 30.4. (wieder ein strahlender Frühlingstag) mussten wir bei Kummersdorf eine weitere Sperrlinie durchbrechen, wobei uns diesmal die russischen Flieger mehr zu schaffen machten als die Infanterie.

Danach kamen wir einige Stunden flott und relativ unbehelligt voran. Wir gingen durch große Hochwaldgebiete, in denen wir vor den Fliegern einigermaßen sicher waren.

Doch um die Mitte des Nachmittags lief gar nichts mehr. Zunächst wurden wir durch heftige Luftangriffe eingedeckt, und dann wurden wir von den Russen in einem mehrere Hektar großen Waldstück mit 3 - 5 m hohen Fichten eingekesselt. Die Waldwege in diesem Bereich lagen unter heftigem Maschinengewehrfeuer, und es hatte den Anschein, dass der Ausbruch für uns nun beendet war.

Ich war jedoch fest entschlossen, nicht aufzugeben, und mit einigen Gleichgesinnten wagten ein Luftwaffenhelferkamerad und ich es, in schnellen Sprüngen über die unter Beschuss liegenden Waldwege hinwegzuhetzen. Dies gelang tatsächlich, und wir konnten jenseits in einem anderen Waldstück untertauchen.

Die Mehrzahl unserer Kampfgruppe ist hier wohl in Gefangenschaft

geraten, darunter auch der dritte Luftwaffenhelfer. Er wurde allerdings aufgrund seines schlechten Gesundheitszustandes relativ früh entlassen, wie er mir später nach der Rückkehr erzählte.

Wir anderen zogen jetzt als Kleingruppe weiter, wurden teilweise beschossen, konnten aber vor größeren Kampfhandlungen ausweichen.

In der Nähe des Dorfes Märtensmühle trafen wir auf eine größere Kampfgruppe, die dort in einem Wald eine Pause eingelegt hatte. Es handelte sich wohl um mehrere tausend Mann. Wir erfuhren, dass man nach Einbruch der Dunkelheit abmarschieren wollte und damit rechnete, im Laufe der Nacht oder am frühen Morgen bei Beelitz die 12. Armee zu erreichen. Das hörte sich gut an, und wir schlossen uns dieser Gruppe an.

Leider hatten die Russen irgendwie Wind von der Sache bekommen, und als die Kampfgruppe sich zwischen 21.00 und 22.00 Uhr zum Abmarsch bereitstellte, wurde sie durch gutgezieltes Artilleriefeuer zer schlagen. Es war einfach fürchterlich: überall erschollen aus der Dunkelheit die Schreie der Verwundeten, die um Hilfe riefen. Aber niemand half ihnen. Wie viel Tote in der Dunkelheit verborgen lagen, interessierte sowieso niemand.

Im Durcheinander verlor ich den Kontakt zu meinem letzten Luftwaffenhelferkameraden und musste allein weiterziehen. (Er hat den Ausbruch aber geschafft. Wir haben uns nach dem Krieg wieder gesehen.)

Zunächst marschierte ich noch ein Ende durch die Nacht, aber dann trugen die Beine mich einfach nicht mehr. Ich verfügte zwar über eine gute Kondition, aber nach 48 Stunden ununterbrochenen Kampfeinsatzes ohne Essen und Schlafen war ich jetzt psychisch und physisch am Ende und packte mich gegen Mitternacht im Garten eines am Wege liegenden Bauernhofes auf den Rasen unter die weit ausladenden Zweigen einer Tanne. Ich schlief sofort ein, wurde aber nach 3-4 Stunden durch eine empfindliche Kälte geweckt. Es war wohl an der Grenze des Nachtfrostes.

Ich stand mühsam auf und setzte mich schwerfällig in Bewegung. Die ersten 100 m waren eine Qual. Jeder Muskel tat weh, die Beine waren schwer wie Blei, und die Füße brannten wie Feuer. Aber dann ging es langsam besser.

Während ich anfangs ziemlich allein durch den Morgennebel ging, kamen nach und nach immer mehr Soldaten dazu, und als die Sonne durch den Morgendunst brach (auch der 1.5. war ein strahlender Frühlingstag), war eine Gruppe von 800 - 1000 Soldaten zusammengekommen. Unsere Kampfkraft allerdings war nicht sehr hoch, alle waren abgekämpft und erschöpft. Wir versuchten, uns ohne große Feindberührung durchzumogeln. Überall, wo wir Kampfplärm hörten, schlugen wir einen großen Bogen, um die Gefahrenstelle zu umgehen. Durch dieses Hakenschlagen sind wir zwar deutlich nach Norden abgedriftet, aber wir kamen einige Stunden gut durch.

Um die Mittagszeit kamen wir dann aus östlicher Richtung nach Schiunkendorf, einem größeren Bauerndorf, wo wir von russischen Truppen sehr unfreundlich mit einem enormen Feuerzauber empfangen wurden.

Wir arbeiteten uns sprungweise entlang der Hauswände vorwärts, immer die Hauseingänge als Deckungsmöglichkeit nutzend, und kamen bis zur

Dorfkirche an einer Straßenkreuzung in der Ortsmitte.

Dort lief nichts mehr. Wir standen mit 30 oder 40 Leuten im Schutz der Friedhofsmauer und wegen des heftigen Beschusses wagte niemand, weiterzugehen. Ein Oberleutnant machte uns deutlich, dass wir ja nicht auf Dauer hier stehen bleiben könnten. Das sahen wir ein und setzten uns langsam in weit auseinander gezogener Schützenkette in Bewegung, zunächst noch in Deckung der Friedhofsmauer.

Kurz darauf erwischte es mich dann: ein russischer Schlachtflieger flog in 15 - 20 m Höhe die Dorfstraße entlang und überschüttete uns mit einem Hagel von Explosivgeschossen, von denen ich zwei Splitter abbekam, einen an der linken Halsseite und einen an der rechten Hand.

Ich rannte schnell in ein Haus und fand dort einen netten Landser, der die Verletzungen untersuchte und als nicht besonders schwer befand. Während gerade ein Bombenangriff auf das Dorf niederging, der die Mauern erzittern ließ, legte er mir Verbände an, und nach einer kurzen Pause marschierte ich weiter.

Da im Dorf ein Durchkommen nicht möglich war, schlugen wir einen Haken in nördlicher Richtung und umgingen das Dorf.

Nach einigen Kilometern war der Wald zu Ende. Am Waldrand stießen wir auf zahlreiche Soldaten, die auf die angrenzende Wiesenfläche und auf einen an der anderen Seite der Wiese liegenden Ort starrten. Wir erfuhren, dass dort drüben Beelitz lag, wo wir auf die 12. Armee stoßen würden.

Aber vorher mussten wir noch die etwa 2 km breite Wiese überqueren, auf der es keine Deckung gab. Wir sahen deutlich, dass gefallene Soldaten auf der Wiese lagen.

Als eine Schlachtfliegergruppe gerade einen Angriff beendet hatte und hinter dem Horizont verschwand, machten wir uns auf und zogen, so schnell es die müden Knochen zuließen, über die Wiese. Abgesehen von ein paar Granateinschlägen, die niemand ernst nahm, kamen wir gut hinüber und erreichten somit am 1. Mai 1945 so zwischen 16.00 und 17.00 Uhr die Linien der 12. Armee.

Hinter Beelitz, in den Wäldern an der Autobahn, sammelten sich die ausgebrochenen Soldaten, mit deutscher Gründlichkeit gleich sortiert nach Waffengattungen und Verbänden.

Wir hofften auf Verpflegung - es gab nichts. Stattdessen gab es auch jetzt noch Tote und Verwundete durch Luftangriffe und Artilleriebeschuß

.

Wir hofften auf Schlaf, - auch daraus wurde nichts. Uns wurde vielmehr mitgeteilt, dass die Truppen der 12. Armee sich gegen die russische Übermacht nicht halten könnten und dass Beelitz in der Nacht geräumt werden müsste.

So sammelten wir unsere müden Knochen noch einmal zusammen und setzten uns nach Einbruch der Dunkelheit in Richtung Brück in Bewegung. Dort sollte ein Eisenbahnzug stehen, mit dem wir abtransportiert werden sollten.

10 km - eine endlose Strecke für Leute, die eigentlich vor Kraftlosigkeit keinen Schritt mehr gehen können. Doch die Angst vor den Russen trieb uns noch einmal vorwärts. Wir marschierten nicht, nein, wir trotteten schweigend durch die Nacht und kamen dann irgendwann einmal auf dem Bahnhof in Brück an, wo ein langer Güterzug stand, voll gestopft mit Soldaten, darunter viele Verwundete.

Immer noch strömten mehr Soldaten heran, die irgendwie Platz finden mussten: auf den Trittbrettern, auf den Dächern und wer weiß wo noch.

Ich fand sogar noch einen Sitzplatz: auf einer Bohle am Stirnende eines Waggons, die Beine baumelten über den Schwellen. Sobald ich saß, schlief ich ein. Irgendwann in der Nacht setzte der Zug sich in Bewegung, ruckte kräftig hin und her, ich fuhr hoch, mein Verstand sagte mir: Festhalten, sonst fällst du runter! Doch mein Körper streikte einfach. Ich schlief immer wieder ein. Dass ich während dieser nächtlichen Fahrt nicht heruntergefallen bin, ist mir heute noch ein Rätsel.

---

An dieser Stelle möchte ich eine kurze Bilanz, ein paar Zahlen über den Ausbruch einschieben:

Die Zahl der eingekesselten Soldaten (Teile der 9. Armee und der 4. Panzerarmee) wird in den verschiedenen Quellen in unterschiedlicher Höhe angegeben. Sie dürfte - wenn man einen Mittelwert zugrunde legt - etwa 170.000 - 180.000 betragen haben.

Davon haben etwa 30.000 die Linien der 12. Armee erreicht. Somit hat nur jeder sechste Soldat den Ausbruch geschafft.

Die Zahl der Gefallenen während des Ausbruchs wird in mehreren Quellen übereinstimmend mit 60.000 angegeben, davon etwa 40.000 allein im Raum Halbe.

Etwa 80.000 bis 90.000 Soldaten sind in russische Gefangenschaft geraten. Viele davon waren schwer verwundet. Es muss davon ausgegangen werden, dass nicht wenige in den ersten Tagen und Wochen der Gefangenschaft ihren schweren Verwundungen erlegen sind.

Von den vielen ungepanzerten Fahrzeugen, die sich am 28.4. und in der Nacht zum 29.4. im Raum Märkisch-Buchholz zum Ausbruch bereitstellten, haben wohl nur wenige die 12. Armee erreicht, während die gepanzerten Fahrzeuge bessere Chancen hatten.

Nach russischen Angaben sind der Roten Armee während der Kesselschlacht 300 deutsche Panzer, 1.400 Geschütze und 17.600 Fahrzeuge aller Art in die Hände gefallen, viele davon zerstört oder beschädigt.

Die Strecke, die ich vom 28.5. abends (Abmarsch aus dem Raum Hermsdorf) bis zum Besteigen des Güterzuges in Brück am Abend des 1.5. zu Fuß zurückgelegt habe, beläuft sich in der Luftlinie auf 70 km.

Da wir natürlich nicht die kürzeste Linie marschiert sind, sondern vielfach im Zickzack, manchmal im Kreis, dürfte die Zahl der tatsächlich zurückgelegten Kilometer sich auf 90 - 100 belaufen.

Gegessen habe ich in dieser Zeit ein Kanten Brot, den ich bei einem gutmütigen Landser gegen einige Zigaretten eintauschte, und ein paar rote Möhren, die ich in einem Stall fand. Geschlafen habe ich in den drei Nächten zusammengerechnet höchstens etwa 5-6 Stunden.

Aufrechtgehalten hat mich der eiserne Wille, nicht in russische Gefangenschaft zu geraten und jede Chance zu nutzen, diesem Schicksal zu entgehen.

Ich schließe diesen Abschnitt mit einem Auszug aus einer Denkschrift des Soldatenfriedhofs Halbe. Diesem Text ist inhaltlich nichts hinzufügen:

40 Kilometer vor den Toren Berlins tobte in den letzten Tagen des April 1945 eine vernichtende Schlacht. Es schien damals, als sollte noch kurz vor dem Ende des Zweiten Weltkrieges alles aufgeboten werden, was dieses Völkermorden an Schrecken und Entsetzen zu bieten hatte. Die Luft erzitterte vom Höllenlärm schwerster Waffen aller Kaliber, von Panzerduellen, dem Dröhnen von Minenwerfern, Raketenwerfern und Maschinengewehrgeknatter, zeitweilig unterbrochen vom Eingreifen tief fliegender sowjetischer Schlachtflugzeuge.

---

2. 5. - 6. 5. 1945  
Von Beelitz bis Tangermünde

---

Zurück zur Eisenbahnfahrt in der Nacht vom 1. - 2. 5. 1945: In Belzig verließen wir gegen Morgen den Zug. "Wir", das sind etwa zwei Dutzend Angehörige der Flakabteilung 1/26, die sich bei Beelitz zusammengefunden hatten. Ich war der einzige Luftwaffenhelfer darunter.

Wir marschierten noch ein Stück und machten dann den Tag über Quartier in einem Bauernhof in Lübnitz. Es gab ein paar Stunden Schlaf, und dann, ja, dann gab es tatsächlich etwas zu Essen! Nach dem Schlafen und Essen sah die Welt schon wieder etwas freundlicher aus. Gegen Abend zogen wir weiter nach Westen, zunächst ein Stück zu Fuß und dann wieder in einem Güterzug. Den nächsten Tag verbrachten wir in einem Bauernhof in der Nähe von Ziesar.

Irgendwann in diesen Tagen sprach es sich herum, dass Hitler tot sei. Mich berührte es nicht. Es wurde auch unter den Kameraden nicht diskutiert. Man nahm es zur Kenntnis als Bestätigung dafür, dass der Krieg nun tatsächlich zu Ende ging.

In der Nacht vom 3. zum 4. 5. (tagsüber konnte wegen der Flieger nicht marschiert werden) hatten wir eine Strecke von ca. 25 km vor uns. Wir stellten bald fest, dass wir diese Strecke nicht schaffen würden. Es gelang einem Offizier, einen zweispännigen Bauernwagen mit Kutscher zu "chartern", auf dem wir alle Platz fanden. Es war zwar holprig und unbequem, aber getreu der alten Landser-Weisheit "Lieber schlecht gefahren als gut gelaufen!" waren wir froh, unsere Knochen schonen zu können.

In der zweiten Nachthälfte schliefen wir einige Stunden in einem Klassenraum einer Schule in Brettin bei Genthin. Wir saßen auf den Schulbänken und hatten die Köpfe auf die Tische gelegt.

Die nächste Station war Jerichow. Dort war im Klostergut eine Sammelstelle eingerichtet. Hier traf ich einen Luftwaffenhelfer meiner Batterie, Erich A. aus Hamburg. Wir beide haben die Monate der Gefangenschaft gemeinsam erlebt, wurden am gleichen Tag entlassen und haben auch nach dem Krieg noch Kontakt miteinander gehabt.

Am Abend des 5. Mai erreichten wir die Elbe bei Fischbeck gegenüber von Tangermünde und übernachteten dort am Flussufer. Am Westufer der Elbe standen die Amerikaner, und am nächsten Morgen erfolgte der Übergang.

Vor der Elbbrücke hinüber nach Tangermünde, die gesprengt und notdürftig wieder hergerichtet war, bildeten sich am Morgen des 6.5. lange Schlangen.

Gegen 8.00 Uhr waren wir dran. Mit großer innerer Spannung betraten wir die Brücke: was kam jetzt wohl auf uns zu?

Man hörte ein merkwürdiges Klatschen, für das ich zunächst keine Erklärung hatte, bis ich dann sah, was los war: Die vor uns gehenden Soldaten warfen vor lauter Begeisterung, dem Krieg und der russischen Gefangenschaft jetzt entronnen zu sein, ihre Stahlhelme in das Wasser der Elbe! Auch mein Stahlhelm hat in der Elbe sein nasses Grab gefunden.

Dann sahen wir die ersten Amerikaner: lässig die Maschinenpistole über die Schulter gehängt, standen sie Kaugummi kauend an der westlichen Brückenauffahrt. Vorsorglich standen auch ein paar Panzer da, die Geschützrohre auf die Brücke gerichtet. Man kann ja nie wissen, auf welche Ideen die Germans kommen würden!

Nun, wir führten gewiss nichts Böses im Schilde und waren nur froh, wenn uns keiner etwas tat. Unsere Karabiner und Seitengewehre mussten wir auf einen Haufen werfen, wurden von oben bis unten auf versteckte Waffen abgeklopft und mussten dann weitermarschieren, durch Tangermünde hindurch in Richtung Stendal. Amerikanische Soldaten begleiteten uns, Jeeps fuhren die Kolonne auf und ab wie Schäferhunde.

---

6.5. - 18.8.1945  
Zeit der Kriegsgefangenschaft

---

Auf einem Flugplatz bei Stendal wurden wir zunächst einmal "zwischenlagert". Man konnte hier deutlich die Geräusche von der russischen Front hören, die in der Luftlinie nur wenige Kilometer entfernt war. Am Nachmittag steigerte sich das Feuer enorm, und wir konnten sogar die russischen Schlachtflieger bei ihren Angriffsflügen sehen. Jetzt löste sich bei mir die Spannung, und eine große Erleichterung erfasste mich: Es schießt keiner mehr auf mich!

Am nächsten Tag wurden wir in Güterzügen nach Kalbe an der Milde transportiert und dort auf einem großen mit Stacheldraht umzäunten Wiesenkomplex eingesperrt. Es waren wohl an die 80.000 Soldaten der 12. Armee, der 9. Armee und der 4. Panzerarmee, die hier lagerten, ohne Zelte, ohne Verpflegung, ohne sanitäre Einrichtungen. Zum Glück war das Wetter gut.

An die ersten Tage habe ich kaum Erinnerungen. Ich glaube, ich habe nur geschlafen.

Dann normalisierte sich einiges. Es gab Verpflegung. Man wurde zwar nicht richtig satt, aber das Existenzminimum war gewährleistet. Es wurden Zelte angeliefert, die Menschenmasse wurde in Gruppen und Blöcke gegliedert, die Zelte der einzelnen Gruppen wurden im Viereck aufgestellt, sodass in der Mitte ein freier Platz verblieb, auf dem sich tagsüber das Leben abspielte.

Richtig schön wurde es abends. Dann wurde auf diesem Platz ein kleines Lagerfeuer angezündet, und bald sah man in der herabsinkenden Dunkelheit überall auf dem weiten Talkomplex diese Feuer aufglimmen.

Wir hockten im Kreis um das Feuer, und es wurde viel erzählt. Wir hatten interessante Leute dabei, unter anderem einen älteren Soldaten, der vor dem Krieg große Reisen in viele Teile der Welt gemacht hatte und davon spannend erzählen konnte. Für mich, der ich im Krieg groß geworden war, taten sich neue Horizonte auf.

Und es wurde viel gesungen! Das beliebteste Lied war (wie könnte es anders sein!) "Jenseits des Tales standen ihre Zelte, zum roten Abendhimmel quoll der Rauch ..."

Allen gemeinsam war die große Freude, den Schrecken des Krieges entronnen zu sein. Um die Zukunft machten wir uns zu diesem Zeitpunkt nicht viel Sorgen. Hauptsache, wir leben noch! Alles andere wird sich schon ergeben.

Anfang Juli 1945 wurden die in der Britischen Besatzungszone beheimateten Soldaten auf eine endlose LKW-Kolonnen verladen und in den Raum Stade verlegt.

Ein kleines Erlebnis von dieser Fahrt möchte ich erzählen: Bei der Berechnung der benötigten LKW-Anzahl hatten die Engländer sich anscheinend verrechnet, denn es blieb eine größere Gruppe von Gefangenen stehen, für die einfach kein Platz mehr auf den Ladeflächen war. Auch ich war darunter (vordrängeln war schon immer nicht mein Ding).

Die Engländer berieten sich, und dann kam ein Offizier zu uns und sagte auf englisch (das ich damals noch recht gut verstand), dass wir uns zu den Fahrern in die Fahrererkabine setzen sollten, was wir dann auch schnell taten.

"Mein" Fahrer war ein Franzose, der in der britischen Armee Dienst tat. Er konnte nur ein paar Brocken englisch und deutsch, ich sprach kein französisch, aber wir haben uns trotzdem während der stundenlangen Fahrt bestens verstanden.

Als wir in eine Stadt hinein fuhren (es muss Uelzen oder Soltau gewesen

sein), fragte er mich: "Weiß Mutter, wo ist?" Ich schüttelte den Kopf. Daraufhin kramte er, während er den LKW mit einer Hand lenkte, aus seinen Sachen einen Zettel und einen Bleistift hervor, die er mir mit den Worten reichte: "Da, schreiben, für Mutter!", und dazu machte er eine Handbewegung, die deutlich machte, dass er den Zettel in der Stadt jemand geben wollte.

Ich kritzelte eilig ein paar Worte, die ich heute noch weiß: "Schreiben Sie bitte an Frau Margarethe Hansen in Hargesby Post Sörup, dass ihr Sohn lebt und sich in englischer Kriegsgefangenschaft befindet".

Der Fahrer nickte zufrieden, und als die Kolonne in einer belebten Stadtstraße einmal stoppen musste, drehte er die Scheibe herunter, winkte einen Passanten heran und drückte ihm den Zettel in die Hand. Der Mann schaute kurz darauf, nickte Zustimmung, und schon ging die Fahrt weiter.

Der Mann hat sofort geschrieben und mit diesem Lebenszeichen bei meiner Mutter und meinen Schwestern große Freude ausgelöst.

Im Raum Stade wurden wir auf verschiedene Dörfer verteilt und auf Bauernhöfen einquartiert. Ich wurde mit anderen in einem alten Niedersachsenhof in Basbek untergebracht. Wir schliefen im Kuhstall auf Stroh (die Kühe waren auf der Weide).

Beschäftigt wurden wir mit der Herstellung von Torf und mit Straßenbauarbeiten, und im Übrigen warteten wir sehnsüchtig auf den Tag der Entlassung.

Für Erich und mich kam dieses große Ereignis Mitte August. Zuerst ging es in das Entlassungslager Hechthausen bei Stade, und zwei Tage später wurden wir auf Lastwagen nach Segeberg transportiert. Deprimierend war die Fahrt durch Hamburg. Auf beiden Seiten der Straße nur Trümmer, Trümmer, Trümmer, so weit man sehen konnte.

In Segeberg war das regionale Entlassungslager für Schleswig-Holstein und Hamburg. Wir wurden noch einmal registriert und dann am nächsten Tag per LKW in die Heimatbereiche transportiert, Erich nach Hamburg und ich nach Flensburg.

In Flensburg musste ich feststellen, dass noch keine Busse fahren. Zusammen mit einigen Kameraden, die auch in Richtung Kappein wollten, fand ich aber eine Mitfahrgelegenheit auf einem deutschen LKW und kam am Spätnachmittag dieses Tages zu Hause an. Es war der 18. August 1945.

Nach 383 Tagen konnte ich wieder ins Zivilleben zurückkehren 383 Tage, die mein Leben erheblich geprägt haben.

Doch für viele Kameraden, die mit mir am 31.1.1945 in einem langen Güterzug von Flensburg an die Ostfront fahren, gab es keine Wiederkehr.

Viele Eltern warteten vergeblich auf die Heimkehr ihrer Söhne.

Die Zahl der gefallenen Luftwaffenhelfer unserer Batterie ist nicht ganz genau bekannt. Sie liegt zwischen 30 und 35. Somit ist jeder dritte Luftwaffenhelfer nicht wiedergekommen.

Annähernd die gleiche Zahl wurde verwundet, manche so schwer, dass sie ihr Leben lang daran zu leiden haben.

Manche haben lange Jahre in russischer Kriegsgefangenschaft verbracht, bevor auch sie endlich wieder nach Hause durften.

Über die Verlustzahlen bei den älteren Soldaten unserer Batterie liegen mir keine Angaben vor.

Manche Erinnerungen steigen auf, wenn ich die Namen der gefallenen Luftwaffenhelfer an mir vorüberziehen lasse. Viele von ihnen habe ich persönlich gekannt. Mit manchen wurde ich zusammen einberufen, habe monatelang mit ihnen die Unterkunft geteilt und mit ihnen Dienst gemacht.

Bei manchen war ich dabei, als das tödliche Geschöß sie ereilte. 16 und 17 Jahre alt waren sie alle - viel zu früh gestorben in der Erfüllung einer letztlich sinnlosen Pflicht.

An den Schluss meiner Niederschrift stelle ich noch einmal die mahnende Inschrift auf dem großen Soldatenfriedhof in Halbe, die auch bereits am Anfang des Textes steht:

Die Toten mahnen, für den Frieden zu leben!

***Im Jahre 2005, fünfzig Jahre nach dem Ende des Krieges, wurde ich gebeten, mich in Schleswig auf einer Gedenkfeier am Volkstrauertag mit einem Kurzbeitrag von zwei Minuten zu beteiligen. Ich habe die Kesselschlacht bei Halbe thematisiert und gesagt:***

*Als Siebzehnjähriger habe ich im Frühjahr 1945 an den Kämpfen zwischen Oder und Elbe teilgenommen, an der Schlacht auf den Seelower Höhen und an der Kesselschlacht von Halbe.*

*46 Jahre später, bald nach der Wiedervereinigung, habe ich die Kampfstätten in der Mark Brandenburg aufgesucht. Ich bin auch durch die Wälder bei Halbe gegangen. Es war alles still und friedlich dort, wo damals die Luft erfüllt war vom Lärm des Krieges und der Boden mit Toten und Verwundeten übersät war. 60.000 deutsche Soldaten sind in wenigen Tagen in dieser grausigen Kesselschlacht umgekommen.*

*Dann bin ich auf dem Waldfriedhof in Halbe die langen Gräberreihen entlanggegangen. 20.000 deutsche Soldaten haben dort ihre letzte Ruhestätte gefunden. Von den meisten kennt man nicht einmal den Namen. Obwohl man auf diesem großen Friedhof eine Atmosphäre der Ruhe und Würde empfindet, war der Gang über den Friedhof für mich bedrückend und beklemmend.*

*Auf dem Friedhof steht ein großer Obelisk mit einer eingemeißelten Inschrift, die sich mir eingepägt und mich sehr beeindruckt hat: "Die Toten mahnen, für den Frieden zu leben". Ein Satz, dem eigentlich nichts mehr hinzuzufügen ist.*

*Der Soldatenfriedhof in Halbe: Ein Ort des Todes, ein Ort der Trauer. Für mich aber auch ein Ort der Hoffnung, der Hoffnung auf einen dauerhaften Frieden, für den sich einzusetzen unser aller Aufgabe ist.*

Literaturhinweise

Es war nicht meine Absicht, den militärischen Ablauf der Schlacht auf den Seelower Höhen und der Kesselschlacht bei Halbe im Rahmen meiner Niederschrift detailliert darzustellen. Leser, die darüber mehr wissen möchten, seien auf die einschlägige Literatur verwiesen, in der entsprechende Statistiken, Abbildungen und kartographische Darstellungen enthalten sind.

Ebenso wollte ich keine umfassende Darstellung zum Thema "Luftwaffenhelfer" geben, denn auch dazu gibt es spezielle Literatur.

Ich empfehle die nachstehenden Bücher:

Tony LeTissier: Durchbruch an der Oder  
(erschienen 1995 im Ullstein-Verlag)

Dr. Richard Lakowski: Seelow 1945  
(erschienen 1996 im Brandenburgischen Verlagshaus)

Dr. Richard Lakowski und Dr. Karl Stich: Der Kessel von Halbe  
(erschienen 1997 im Brandenburgischen Verlagshaus)

Dr. Hans-Dietrich Nicolaysen: Flakhelfer  
(erschienen 1981 im Ullstein-Verlag)